Ergänzungshefte zu deutschen Lesebüchern
Oberstufe

Ins Dritte Reich

Presse Illustr. Hoffmann, Berlin

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), Hannover

Ergänzungshefte zu deutschen Lesebüchern

Ins Dritte Reich

Oberstufe

1935

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover

Deutschlands Führer an Deutschlands Jugend

Hindenburg:

„Ihr seid unsere Zukunft! Ihr müßt einst das Erbe der Väter auf eure Schultern nehmen, um es zu erhalten, zu festigen und auszubauen. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, muß die Jugend Ein- und Unterordnung und hierauf gründend Verantwortungsfreudigkeit lernen. Nur aus Mannszucht und Opfergeist, wie solche sich stets im deutschen Heer bewährt haben, kann ein Geschlecht erstehen, das den großen Aufgaben, vor welche die Geschichte das deutsche Volk stellen wird, gewachsen ist. Nur wer gehorchen gelernt hat, kann später auch befehlen! Und nur wer Ehrfurcht vor der Vergangenheit unseres Volkes hat, kann dessen Zukunft meistern."

Im Berliner Lustgarten am 1. Mai 1933.

Hitler:

Ihr seid das kommende Deutschland, ihr müßt lernen, was wir von ihm einst erhoffen. Ihr seid noch jung, ihr habt noch nicht die trennenden Einflüsse des Lebens kennengelernt, ihr könnt euch noch so unter- und miteinander verbinden, daß euch das spätere Leben niemals mehr zu trennen vermag. Ihr müßt in eure jungen Herzen nicht den Eigendünkel, Überheblichkeit, Klassenauffassungen, Unterschiede von reich und arm hineinlassen. Ihr müßt euch vielmehr in eurer Jugend bewahren, was ihr besitzt, das große Gefühl der Kameradschaft und der Zusammengehörigkeit. Wenn ihr das nicht preisgeben werdet, wird keine Welt es euch zu nehmen vermögen und ihr werdet dann einmal sein ein Volk, genau so festgefügt, wie ihr es jetzt seid als deutsche Jugend, als unsere ganze Hoffnung, als unseres Volkes Zuversicht und unser Glaube.

In Nürnberg am 2. September 1933.

Erster Teil

I. Aus der Hitler-Bewegung

Deutschland erwache!

Von Dietrich Eckart

„Sturm, Sturm, Sturm! Sturm, Sturm, Sturm!
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!
Läutet, daß Funken zu sprühen beginnen —
Judas erscheint, das Reich zu gewinnen —
läutet, daß blutig die Seile sich röten —
rings lauter Brennen und Martern und Töten —
läutet Sturm, daß die Erde sich bäumt
unter dem Donner der rettenden Rache!
Wehe dem Volke, das heute noch träumt! —
Deutschland erwache!

Sturm, Sturm, Sturm! Sturm, Sturm, Sturm!
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!
Läutet die Männer, die Greise, die Buben,
läutet die Schläfer aus ihren Stuben!
Läutet die Mädchen herunter die Stiegen,
läutet die Mütter hinweg von den Wiegen!
Dröhnen soll sie und gellen die Luft!
Rasen, rasen im Donner der Rache!
Läutet die Toten aus ihrer Gruft! —
Deutschland erwache!"

Dietrich Eckart, Der Vorkämpfer der Völkischen Bewegung.
Albert Reich. Verlag Frz. Eher, Nachf., München.

Kämpfende Jugend

Von Ludwig Groß

Eine kalte nasse Herbstnacht. Der Sturm heult und pfeift um die Häuser, peitscht die Blätter von den Bäumen, wirbelt sie hoch in die Luft und wirft sie auf den nassen Asphalt. Die Laternen flackern, geisterhaft huscht ihr Licht über die dunklen Häuserfronten. Etwas Unheimliches, Drohendes liegt in der Luft. Über der Stadt liegt es wie ein ungeheurer Drache mit teuflisch entstellter asiatischer Fratze. Die wabernde Lohe seines Leibes umzüngelt die ganze Stadt und verlodert im Osten. Eine grausige, monotone Melodie durchdringt die Luft und klingt an das Ohr der Ärmsten, die da unten in dumpfen Stuben hausen und betört aufhorchen. Sie verheißt Rache und Macht, peitscht das Blut zur Siedehitze und klingt aus in ein häßliches, gellendes Lachen. Die Menschen in den luxuriösen Nachtkaffees pressen sich enger aneinander, taumeln in sinnlicher Lust und betäuben sich an den schwülen Klängen der Jazzmusik. Dem Spießer tritt der Angstschweiß auf die Stirne, er zieht sich die Schlafmütze tief über die Ohren und kriecht unter die Decke. Nur nichts sehen und hören von dem Unheil, das da unaufhaltsam hereinbricht.

Dunkle Gestalten huschen durch die Straßen, die Mütze mit dem Sowjetstern tief in die Stirne gezogen, die Hände in die Taschen gesteckt, lauern sie in der Dunkelheit. Alle haben dieselben müden, verlebten Gesichter mit dem brutalen, zynischen Mund, und alle dieselben fanatisch brennenden Augen.

Irgendwo peitschen Schüsse, gellen Schreie durch die Nacht. Blutig färbt sich das Pflaster. Ein Leben verrinnt. Die Kommune arbeitet.

In einer kleinen Milchbude am Rande des Stadtparkes brodelt und zischt der Inhalt eines Leimtopfes. Ein Mann sitzt, den Kopf in beide Hände gestützt, sinnend am Tisch. Auch er ist im Banne dieser unheimlichen Musik, dieser gefahrdrohenden Spannung, doch wenn er das scheußliche Lachen hört, werden seine Lippen schmal, das Kinn schiebt sich vor, etwas Hartes, Kämpferisches ist plötzlich in seinem Gesicht. Seine Fäuste ballen sich, daß die Knöchel weiß werden, und ein Fluch knirscht aus seinem Munde.

Draußen gellt ein Pfiff, er fährt aus seinem Sinnen empor, sein Gesicht erhellt sich, er humpelt zur Tür und öffnet. Drei stämmige Jungen in feldgrauen Mänteln und blauen Schlägermützen drängen herein. Ihre Gesichter sind vom angestrengten Laufen gerötet, stoßweise geht ihr Atem. „Da haben wir aber Schwein gehabt," sagt einer, „beinahe hätte uns die Bande geschnappt." „Wo ist Heinz?" fragt der Mann besorgt. „Der steht draußen und paßt auf," beruhigen ihn die Jungen schnell. „Paß auf, es war so. Die Kommune hatte spitzbekommen, daß wir klebten, und versuchte uns zu fassen. Wir haben aber ruhig weitergemacht, und erst als unser letztes Plakat sauber

an einem Konsumverein hing, sind wir getürmt. Die Brüder waren uns verdammt nahe, aber wir sind sie doch noch losgeworden." Die Augen des Erzählers blitzen bei der Schilderung des eben Erlebten. Er hat die Tuchmütze abgenommen und streicht sich nun die blonden, verklebten Haare aus der Stirne.

„Gib mir mal die Plakate da rüber, Paule," wendet er sich jetzt an einen der anderen Jungen. „Mensch, die sind gewaltig. ‚Winteroffensive der Hitler-Jugend!'" Er strahlt über das ganze Gesicht. „Wißt ihr, wo wir die hinhängen?" Die beiden Jungen sehen ihn erwartungsvoll an. „Mitten in die Altstadt, das Pack soll die Platze kriegen." „Das soll sie," sagt Paule, und blickt bewundernd auf seinen Scharführer. „Was meinst du?" fragt er dann den dritten Jungen, der bis dahin ruhig zugehört hat. Der zuckt gleichmütig die breiten Schultern. „Klar, Mensch," sagt er einfach. Nun wendet sich der Mann besorgt an den Blonden. „Muß denn das noch heute nacht sein, die Roten passen doch jetzt scharf auf." Der Junge nickt. „Die Nacht ist dunkel," sagt er, „man wird uns nicht so leicht sehen, und wenn, du weißt ja, wir vier machen das nicht zum erstenmal."

Der Mann nickt, er weiß, daß er sie doch nicht von ihrem Vorhaben abbringen kann, und als sie nun wieder in die Nacht hinausgehen, drückt er allen noch einmal die Hand. Nun ist er wieder allein. Er schüttelt den Kopf. „Diese Jungen," murmelt er, aber in seinem Gesicht ist ein frohes Leuchten. Er setzt sich wieder an den Tisch und versucht zu schlafen, aber seine Gedanken schweifen zu den Jungen, die jetzt durch die dunklen Straßen eilen, die sich freiwillig einer großen Gefahr aussetzen, weil sie glauben, so handeln zu müssen. In euch, denkt er, zeigt sich wieder einmal die deutsche Seele. Ihr, Deutschlands Jugend aus allen Klassen und Ständen zusammengeschweißt im fanatischen Glauben an eure Idee, ihr tragt unser Erbe, das Erbe der wahren Frontkämpfer. Die Prothese seines Beins knarrt. In Gedanken erlebt er wieder die Front. Er hört das Heulen und Pfeifen, das Krachen und Bersten der Granaten, er springt wieder über Gräben und Trichter, fest umklammern seine Hände das Gewehr. Die Pulse hämmern, blutrot leuchtet es vor den Augen, er hört die Schreie der Verwundeten und Sterbenden. Das Feuer prasselt in wahnsinniger Folge, die Front brennt. Dann denkt er an den schweren Kampf, den die deutsche Jugend jetzt gegen den Todfeind des deutschen Menschen kämpft. „Auch ihr," flüstert er, „haltet eine Front. Auch ihr seid Wanderer zwischen zwei Welten, zwischen heute und morgen. Ihr blutet und sterbt in diesem Ringen, weil euer Blut in euch spricht. Ihr seid dazu berufen, Erbe des Fronterlebnisses zu sein, ihr werdet das Gesicht der kommenden Generation bilden. Schlaft ruhig Kameraden, dort unten in euren kühlen Gräbern. Wenn ihr auch sterben mußtet, eure Idee lebt, lebt in dieser Jugend."

„Niedersächsische Tageszeitung."

Horst Wessels Leben und Sterben

Von Erwin Reitmann

Mitten im westfälischen Lande am mächtigen Teutoburger Walde wurde Horst Wessel am 9. Oktober 1907 als Sohn des Pfarrers Dr. Ludwig Wessel in Bielefeld geboren. Er war der erste Sproß, der aus einer glücklichen Ehe hervorging ... Bis zum sechsten Jahr verlebte der kleine Horst eine ungetrübte Jugend in Mülheim an der Ruhr, im Lande der Zechen und Gruben. Der Vater war hier als Pfarrer tätig, wurde jedoch im Jahre 1913 an die berühmte Berliner St. Nicolaikirche, von deren Kanzel einst der Kirchenliederdichter Paul Gerhardt gepredigt hatte, berufen. Ganz in der Nähe der St. Nicolaikirche, an der Grenze des Alten Berlin und dem nervösen Hasten des Zentrums, liegt die Jüdenstraße. Hier im Hause Nr. 51/52 verbrachte Horst seine Jugend. In den angrenzenden, versteckt daliegenden dunklen Straßen und Gassen bot sich immer die beste Gelegenheit zu fröhlichem Spiel ... Horst hatte noch eine Schwester Ingeborg und einen Bruder Werner. Horst Wessel und sein Bruder Werner waren immer ein Herz und eine Seele. Sie waren voneinander nicht zu trennen. Einer ließ den andern nicht ... Horst Wessel besuchte das humanistische Gymnasium, machte mit 18 Jahren das Abitur und studierte die Rechte ... Im Herbst 1926 kam Horst zu den Nationalsozialisten, nicht aus Erkenntnis, sondern aus Enttäuschung, wie er selbst schrieb. Hier fand er endlich das, was er die Jahre hindurch ersehnt, und wonach er mit der Tiefe seines Herzens gestrebt hatte: eine große Idee ... Eines Abends stand Horst Wessel unversehens im Versammlungssaal am Rednerpult und sprach. Horst war plötzlich Redner geworden. Wieviel mehr konnte er doch durch diese Tätigkeit nutzen! Hunderten, ja Tausenden wird er in seinen vielen Versammlungen den Glauben an Deutschland wiedergegeben haben. Wer war wohl mehr zum Redner geeignet als er mit seiner Leidenschaftlichkeit, seinem Idealismus, seiner Schlagfertigkeit und Rednergabe? Bald sprach es sich überall herum. Er wurde angefordert in Berlin und der Mark Brandenburg. Er war nach Dr. Goebbels der am meisten beschäftigte Redner. Es war ein Schachzug Horst Wessels, gleich zu Anfang seiner Ausführungen zu erklären: „Ich bin zwar noch sehr jung, aber sehen Sie, gerade die Jugend hat ja letzten Endes unter den heutigen Zuständen am meisten unschuldig zu leiden." Mit dieser Taktik nahm er alten verknöcherten Widersachern von vornherein den Wind aus den Segeln ... Am 1. Mai 1929 wurde ihm die Führung des Trupps 34, Bezirk Friedrichshain, angeboten, welche er annahm. Aus einem disziplinlosen Haufen baute er im Nu einen Sturm auf, der in Berlin nicht seinesgleichen hatte. Der 5. Sturm erlangte bald eine gewisse Berühmtheit. „Vom Freund geachtet, vom Feinde gefürchtet," wurde sehr schnell Tatsache. Tag und Nacht war Horst Wessel unterwegs, alles andere vernachlässigend. Der Sturm wuchs von Tag zu Tag beinahe beängstigend. Wie kam das? Horst Wessel hatte sehr bald erkannt,

daß im marxistischen Lager noch sehr viele Idealisten vorhanden waren, und sein ganzer Kampf richtete sich auf die Gewinnung dieser wertvollen Kräfte. Es ist das große Verdienst Horst Wessels, mit einer todesmutigen, verhältnismäßig kleinen Schar den Kampf um eine der rotesten Berliner Hochburgen, den Berliner Osten, begonnen zu haben ... Dann dauerte es nicht lange, und die ersten Leute aus der roten Front erschienen auf unseren Sturmabenden. Ein nicht geringer Teil kam nicht aus Erkenntnis, sondern fühlte sich angezogen durch die Persönlichkeit Horst Wessels ... Einem Magneten gleich zog Wessel die Menschen an sich. Durch den Kampf wurden Führer und Leute immer fester zusammengeschmiedet. Es entstand eine herrliche Kampfgemeinschaft. Die Leute gingen für ihren Horst durchs Feuer, und er selbst hing an seinen Leuten mit ganzem Herzen ... War es verwunderlich, daß gerade die schlichtesten Menschen aus dem proletarischen Lager sich zu ihm hingezogen fühlten? Sie redeten mit ihm wie mit ihrem besten Freund, und doch wagte es keiner, seine Autorität anzutasten. Daß Horst der Führer war, das war allen so selbstverständlich, das mußte einfach so sein, und jeder war stolz auf seinen Führer ... Auch in der Kleidung fiel er nicht auf. Am liebsten ging er mit Bärenstiefel, Breecheshose und Ärmelweste ... Um das Arbeitertum ganz zu verstehen, um sich mit ihm immer mehr zu verbinden, arbeitete er auf dem Bau als Werkstudent. Hier lernte er die Seele des Arbeiters bis in die geheimsten Tiefen kennen, hier mußte er aber auch den Terror und die Gemeinheit vertierter Marxisten ertragen. Horst war Student, war jederzeit in der Lage, ein bequemes Leben zu führen, und doch tat er es nicht. Er schämte sich nicht, wie sie den Hammer zu schwingen, Steine zu schleppen oder Sand zu schippen. Der Sozialismus, die Liebe zum Volksgenossen, waren bei ihm tief erlebt. Seinen Kameraden der Faust versuchte er immer näherzukommen. Er verzichtete auf alle materiellen Güter. Er bewies ihnen wohl, daß er ihr Führer war, als Mensch aber lebte er ebenso anspruchslos wie sie ... Der einfachste SA-Mann hatte das größte Vertrauen zu ihm. Nur so war es möglich, daß Wessel mit ihnen seine tollsten, wagemutigsten Sachen unternehmen konnte. Auf seine Garde konnte er sich restlos verlassen. Horst war der Typ des politischen Soldaten, seinen Leuten im wahrsten Sinne des Wortes Vorbild. Geradezu tollkühne Züge unternahm er oft mit seinem Sturm. Auf den Sturmabenden aber war er bemüht, mit aller Macht die Lehre des Nationalsozialismus in die Herzen seiner Leute zu verpflanzen ... Er hätte wahrhaftig ein ruhiges Leben führen können. Die ganze Welt stand ihm offen. Seine Mutter wollte, daß er nach seinem Referendarexamen eine Erholungsreise zu den beiden in Südamerika lebenden Onkeln mache. Horst verzichtete darauf. Das Band, das sich um ihn und seine Leute geschlungen hatte, war schon zu fest gezogen, um ihn wieder loszulassen. Man bot ihm das Amt eines Oberführers in Mecklenburg an, er lehnte ab. Der Kampf um Berlin, um den roten Berliner Osten, das war sein Element... Wohl keiner seiner Mitkämpfer glaubte, als er zum erstenmal das Lied

„Die Fahne hoch" auf dem Sturmabend sang, daß er ein Lied mit aus der Taufe gehoben hatte, welches heute schon Millionen Deutschen zum Freiheitslied geworden ist. Das Lied „Die Fahne hoch" zeugt von echtem Horst-Wessel-Geist; aus ihm sprechen Trotz, Stolz, Widerstand, Glaube und Hoffnung. Das erwachte Deutschland singt das Lied in Freude und Schmerz, es erklingt in Stadt und Land gleich inbrünstig ... So manches Mal setzte sich Horst Wessel auf den Sturmabenden ans Klavier und trug seinen Leuten ein neues, von ihm verfaßtes Lied vor. Der 5. Sturm sorgte immer für neue Lieder, die dann von den anderen Stürmen weitergetragen wurden. Die Sturmabende begannen stets mit einem Liede und endeten auch so. Immer neue Lieder schenkte Horst seinem Sturm ... Kommunistische Verbrecher waren ihm dauernd auf der Spur und hetzten ihn wie ein angeschossenes Wild. Sie waren der Überzeugung, nur Wessel sei schuld, daß ihre roten Hochburgen ins Wanken gerieten, daß die besten Kämpfer ihre Front verließen und nun unter Wessels Kommando gegen sie kämpften. Horst Wessel wußte davon und richtete sich danach. Einmal wohnte er hier, dann dort, bald quartierte er sich auf mehrere Tage bei Kameraden ein, kurz darauf hauste er irgendwo als Untermieter. Sein letzter Aufenthalt befand sich in der Frankfurter Straße 62, gegenüber unserem letzten Sturmlokal ... Horst Wessel hatte ein Zimmer von einer Frau Salm gemietet. Seine Wirtin, eine Kommunistin, die mit kommunistischen Funktionären in Verbindung stand, trachtete danach, ihren Untermieter „loszuwerden". Eines Abends, am 14. Januar, ging sie in ein kommunistisches Lokal und teilte dort mit, daß Horst Wessel sich in ihrer Wohnung befände. „Ach, das ist ja der langgesuchte Wessel." — Bald darauf war eine auserlesene Verbrechergesellschaft unterwegs, alles vorbestrafte Kerle, an der Spitze der Zuhälter und Kommunistenführer Ali Höhler und ein Fräulein Cohn. Die Wirtin Salm führte die Verbrecher in die Wohnung, während unten etliche der Bande Schmiere standen ... Man klopfte an Horst Wessels Tür, und als dieser glaubte, sein Freund, der Sturmführer Fiedler, sei es, rief er: „Komm doch herein, Richard!" ging zur Tür und öffnete. In dem Augenblick feuerte man auf ihn. In den Mund getroffen, brach Horst Wessel blutüberströmt zusammen ... Eiligst durchstöberten die Mörder das Zimmer nach Waffen und Listen. Man lieferte ihn in das Krankenhaus am Friedrichshain ein. Dort hoffte er unter furchtbaren Qualen auf Genesung und mit ihm die ganze nationalsozialistische Bewegung. Als es ihm etwas besser ging, durften seine Kameraden ihn besuchen, sie gingen an seinem Zimmer vorüber und grüßten ihn mit erhobenem Arm. Bald schien es, als könnte Horst gerettet werden, da trat eine Blutvergiftung ein und bereitete allem Hoffen ein jähes Ende. Horst wurde am Sonntag, den 23. Februar um ½7 Uhr früh von seinen Qualen erlöst. Keiner wollte es glauben, als die Todesnachricht durch Deutschland ging. Männer und Frauen weinten an der Totenbahre des jungen Helden. Das ganze Deutschland tröstete die vom Schicksal so schwergeprüfte Mutter. Am 1. März, einem

grauen, schweren Tag, gab das deutsche Berlin dem toten Sturmführer das letzte Geleit. Die Polizei verbot einen Trauerzug, nur zehn Wagen durften dem Leichenzuge folgen. Selbst das Bedecken des Sarges mit der Hakenkreuzfahne untersagte man. Wir mußten uns beugen, wollten wir es nicht zu einem großen Blutvergießen kommen lassen. Polizei mit Gummiknüppel in der Hand begleitete den kurzen Zug. Schwarze Menschenmauern grüßten in den Straßen zum letzten Male den großen Märtyrer der nationalsozialistischen Bewegung. In der Nähe des Kirchhofs hatte sich das organisierte rote Untermenschentum eingefunden und johlte, schrie und lachte, als der Zug vorüberkam. Als man den Trauerzug mit Steinen bewarf und versuchte, den Leichenwagen umzustürzen, mußte Polizei eingreifen. Unter solch beschämenden, schändlichen Umständen ging Horst Wessels letzte Fahrt vonstatten. Das Trauergefolge wurde auf dem Wege zum Friedhof allerorts überfallen und zusammengeschlagen ... Eine Wache mußte zurückbleiben, um zu verhindern, daß der Auswurf der Menschheit die Ruhe des Toten störte. Wie räudige Hunde mußten sich die Leute am Abend nach Hause schleichen, denn in den dunklen Straßen lauerte der Mord. So mancher Kamerad wurde an jenem Abend noch zusammengeschlagen. Die Jugend soll dereinst erröten vor Scham, wenn sie erfährt, unter welchen Umständen ein deutscher Märtyrer zu Grabe getragen wurde ...

Steuben-Verlag, Potsdam.

Wer leben will, der kämpfe, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht.

Der Führer.

Die ersten Sieben

Von Adolf Hitler

Eines Tages erhielt ich von der mir vorgesetzten Dienststelle den Befehl, nachzusehen, was es für eine Bewandtnis mit einem anscheinend politischen Verein habe, der unter dem Namen „Deutsche Arbeiterpartei" in den nächsten Tagen eine Versammlung abzuhalten beabsichtige, und in der ebenfalls Gottfried Feder sprechen sollte; ich müßte hingehen und mir den Verband einmal ansehen und dann Bericht erstatten ...

Als ich abends in das für uns später historisch gewordene „Leiberzimmer" des ehemaligen Sterneckerbräues in München kam, traf ich dort etwa 20 bis 25 Anwesende, hauptsächlich aus den unteren Schichten der Bevölkerung ... Ich ging durch das schlecht beleuchtete Gastzimmer, in dem kein Mensch saß, suchte die Türe zum Nebenraum und hatte dann die „Tagung" vor mir. Im Zwielicht einer halbdemolierten Gaslampe saßen an einem Tisch vier junge Menschen, darunter auch der Verfasser der kleinen Broschüre, der mich

sofort auf das freudigste begrüßte und als neues Mitglied der Deutschen Arbeiterpartei willkommen hieß.

Ich war nun doch etwas verblüfft, da mir mitgeteilt wurde, daß der eigentliche „Reichsvorsitzende" erst komme, so wollte ich auch mit meiner Erklärung noch warten. Endlich erschien dieser. Es war der Leitende der Versammlung im Sterneckerbräu anläßlich des Federschen Vortrags.

Ich war unterdessen wieder neugierig geworden und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Nun lernte ich wenigstens die Namen der einzelnen Herren kennen. Der Vorsitzende der „Reichsorganisation" war ein Herr Harrer, der von München Anton Drexler.

Es wurde nun das Protokoll der letzten Sitzung verlesen und dem Schriftführer das Vertrauen ausgesprochen. Dann kam der Kassenbericht an die Reihe — es befanden sich in dem Besitze des Vereins insgesamt 7 Mark und 50 Pfennig — wofür der Kassierer die Versicherung allseitigen Vertrauens erhielt. Dies wurde wieder zu Protokoll gebracht. Dann kamen vom ersten Vorsitzenden die Antworten auf einen Brief aus Kiel, einen aus Düsseldorf und einen aus Berlin zur Verlesung; alles war mit ihnen einverstanden. Nun wurde der Einlauf mitgeteilt: ein Brief aus Berlin, einer aus Düsseldorf und einer aus Kiel, deren Ankunft mit großer Befriedigung aufgenommen zu werden schien. Man erklärte diesen steigenden Briefverkehr als bestes und sichtbares Zeichen der umsichgreifenden Bedeutung der „Deutschen Arbeiterpartei", und dann — dann fand eine lange Beratung über die zu erteilenden neuen Antworten statt.

Das Schicksal selbst schien mir jetzt einen Fingerzeig zu geben. Ich wäre nie zu einer der bestehenden großen Parteien gegangen und werde die Gründe dafür noch näher klarlegen. Diese lächerliche kleine Schöpfung mit ihren paar Mitgliedern schien mir den einen Vorzug zu besitzen, noch nicht zu einer „Organisation" erstarrt zu sein, sondern die Möglichkeit einer wirklichen persönlichen Tätigkeit dem einzelnen freizustellen. Hier konnte man noch arbeiten, und je kleiner die Bewegung war, um so eher war sie noch in die richtige Form zu bringen. Hier konnte noch der Inhalt, das Ziel und der Weg bestimmt werden, was bei den bestehenden großen Parteien von Anfang an schon wegfiel.

Je länger ich nachzudenken versuchte, um so mehr wuchs in mir die Überzeugung, daß gerade aus einer solchen kleinen Bewegung heraus dereinst die Erhebung der Nation vorbereitet werden konnte — niemals aber mehr aus den viel zu sehr an alten Vorstellungen hängenden oder gar am Nutzen des neuen Regiments teilnehmenden politischen Parlamentsparteien. Denn was hier verkündet werden mußte, war eine neue Weltanschauung und nicht eine neue Wahlparole.

Daß ich mittellos und arm war, schien mir noch das am leichtesten zu Ertragende zu sein, aber schwerer war es, daß ich nun einmal zu den Namenlosen zählte, einer von den Millionen war, die der Zufall eben leben läßt

oder aus dem Dasein wieder ruft, ohne daß auch nur die nächste Umwelt davon Kenntnis zu nehmen geruht. So meldete ich mich als Mitglied der Deutschen Arbeiterpartei an und hielt einen provisorischen Mitgliedsschein mit der Nummer: sieben. Aus: „Mein Kampf".

Hindenburg

Von Karl Wagenknecht

Der Krieg nach dem Krieg wütet in Deutschland. Das deutsche Volk ist in ein paar Dutzend Parteien zersplittert, die sich wütend bekämpfen. Die Ichsucht zerfleischt das Vaterland. Wo ist der Retter, der Deutschland aus dem Parteigezänk erlöst? Da ruft man Hindenburg. Am 11. April 1925 wählt ihn das deutsche Volk zum Reichspräsidenten. „Mein langes, arbeitsreiches Leben liegt offen vor aller Augen. Ich werde mich auch in meinem neuen, verantwortungsvollen Amte nur von dem einen Gedanken leiten lassen, in treuester Pflichterfüllung und unter Einsatz meiner besten Kräfte dem Volke und Vaterlande zu dienen. Die Anschauungen, wie ich sie in der großen Schule der Pflichterfüllung, dem deutschen Heere, gewonnen habe, sollen auch für meine Friedensarbeit von Nutzen sein. Sie gipfeln in dem Satze, daß Pflicht vor Recht geht, daß jederzeit, besonders aber in den Tagen der Not, einer für alle und alle für einen stehen müssen. — In dieser feierlich-ernsten Stunde rufe ich unser ganzes Volk zur Mitarbeit auf. Mein Amt und mein Streben gehören nicht einem einzelnen Stande, nicht einem Stamm oder einer Konfession, nicht einer Partei, sondern dem ganzen, durch hartes Schicksal verbundenen deutschen Volke in allen seinen Gliedern. — Für Parteien werde ich alter Mann nichts mehr tun. Für das Vaterland beide Hände, man kann sie mir abhacken — aber nichts für Parteien."

Hindenburgs Vereidigung im Reichstage ist eine Feierstunde des ganzen Volkes. Viele Tausende erwarten ihn vor dem Reichstagsgebäude. Tosender Jubel braust dem Volkshelden entgegen. Das deutsche Volk weiß, daß es wieder einen Führer hat. Der Reichspräsident schreitet die Front der Ehrenkompanie ab. Er prüft die Richtung. Sein Blick trifft jeden Soldaten. Er ist zufrieden: Das ist der Geist der alten Armee. In diesem Geist will er sein Volk erneuern. Dann besteigt er das Auto. Dankend verneigt er sich gegen die jubelnde Menge. Die Reiterschwadron mit den schwarzweißen Fähnchen setzt sich in Trab. Durchs Brandenburger Tor geht es, vorbei an begeistert zujubelnden Menschen, zum Reichspräsidentenpalais.

Nun wohnt Hindenburg in der Wilhelmstraße, der deutschen Schicksalsstraße. Tag und Nacht stehen vor seiner Pforte zwei regungslose Gestalten, das Gewehr geschultert, wie aus Eisen gegossen. Ehrfurchtsvoll gehen draußen auf der Straße die Menschen vorüber. Die Standarte am Fahnenmast kündet, daß der Reichspräsident anwesend ist. Schlicht und einfach sieht es im Innern aus. Über dem Schreibtisch im Arbeitszimmer des Präsidenten hängt im

unscheinbaren Holzrahmen ein vergilbtes Blättchen: „Ora et labora“, „Bete und arbeite“, das ist der Wahlspruch Hindenburgs. Und Arbeit gibt es hier genug. Nicht selten bringt die Post an einem Tage 1000 Briefe ins Haus! Die kann natürlich der Herr Reichspräsident nicht alle selbst lesen und beantworten. Ein Büro mit 30 Beamten hilft ihm dabei. Da laufen täglich zahlreiche Gnadengesuche und Bittschriften ein, Eingaben von Vereinen, Beschwerden, Huldigungsgedichte und -märsche und vieles andere mehr. Manches ist recht drollig. Da fragt ein Mädchen aus Amerika an, ob es nicht bei Mister Hindenburg Putzmädchen werden könne. Ein Junge aus Kiel schreibt: „Kommst Du nicht mal zu uns nach Kiel?“ Aus Afrika bittet eine Schule um ein Bild Hindenburgs. Aus all den vielen tausend Briefen aber klingt die Liebe und Verehrung des deutschen Volkes zu seinem Landesvater.

Frühzeitig ist Hindenburg auf, ohne daß ihn ein Wecker oder ein Diener ruft. Soldatisch einfach ist sein Schlafzimmer; ein metallenes Bett, ein kleiner Nachttisch, zwei schmale Kommoden — in einem Raum von 4 mal 4 Meter. Kürzlich mußte das Haus dringend erneuert werden. Da verbat sich der Herr Reichspräsident, daß für ihn persönlich irgend etwas aus Staatsmitteln aufgewendet werde. Sein reicher Arbeitstag ist genau eingeteilt. Pünktlich um 8 Uhr tritt er aus dem Hause zu einem Morgenspaziergang im Park. Oft begleiten ihn dabei seine Enkelkinder. Schlag 10 Uhr tritt der Staatssekretär ins Arbeitszimmer und erstattet über die wichtigsten politischen Fragen Bericht. Dann erscheint der Reichspressechef zum Vortrag. Daran schließen sich dann die Tagesempfänge. Der Reichskanzler, Reichsminister, Gesandte anderer Staaten, Abordnungen, bedeutende Männer und Frauen werden vom Oberhaupt des Reiches empfangen. Pünktlich um 1 Uhr wird das schlichte Mittagsmahl aufgetragen. Nach kurzer Ruhe folgt dann die Nachmittagsarbeit: Vorträge, Empfänge, Entscheidungen, Studium von Akten. Der Sechsundachtzigjährige arbeitet täglich fast 12 Stunden im Dienst für Volk und Vaterland.

Riesengroß wuchs die Verantwortung, die auf seinen Schultern ruht, in den letzten Jahren der Not. Der Reichstag war unfähig, Gesetze zu beschließen. Die Regierung arbeitete nur noch mit Notverordnungen, die immer drückender wurden. Hindenburg mußte durch seine Unterschrift die Verantwortung auf sich nehmen. Von Tag zu Tag wuchs die Not. So kann es nicht mehr weitergehen, das wußte Hindenburg. Doch der alte Soldat sträubt sich gegen eine gewaltsame Änderung. 1932 wird er zum zweitenmal zum Reichspräsidenten gewählt. Die politischen Verhältnisse sind so verwirrt, daß Hindenburg bei der Wahl dem Mann gegenübersteht, dessen gewaltige nationale Bewegung er so gern zur Erneuerung und Rettung des Vaterlandes einsetzen möchte. Ein tolles politisches Spiel umkreist den alten Mann, der in all den Wirren feststeht wie ein Fels in der Sturmflut.

Endlich, am 30. Januar 1933, reicht Hindenburg Adolf Hitler die Hand. „Adolf Hitler Reichskanzler,“ verkünden Zeitung und Radio in den Mittags-

stunden. Ein Fahnenmeer weht in kurzer Zeit über Deutschland. Unbeschreiblicher Jubel braust durch die Reichshauptstadt. Am Abend bewegt sich der gewaltigste Fackelzug, den Berlin je gesehen, durch die Wilhelmstraße. Hindenburg und Hitler stehen grüßend an den Fenstern. Ganz Deutschland nimmt durch Rundfunk an dieser ergreifenden Ehrung teil. „Der 30. Januar 1933," ruft Reichsminister Göring dem deutschen Volke zu, „wird in der deutschen Geschichte als der Tag bezeichnet werden, da die Nation sich wieder zurückgefunden hatte, da eine neue Nation aufbrach und abtat alles an Qual, Schmach und Schande der letzten 14 Jahre!"

Dann folgen die Tage der nationalsozialistischen Erhebung. Die deutsche Jugend hat die große Zeit selbst miterlebt. Am 21. März nimmt sie in allen deutschen Schulen teil an der erhebenden Feier in Potsdam. Tief ergriffen lauscht sie den Worten des Herrn Reichspräsidenten, und sie erschauert in Ehrfurcht, als sich der Volkskanzler Adolf Hitler am Schluß seiner Kundgebung an den Vater des Vaterlandes wendet: „In unserer Mitte befindet sich heute ein greises Haupt. Wir erheben uns vor Ihnen, Herr Generalfeldmarschall. Dreimal kämpften Sie auf dem Felde der Ehre für das Dasein und die Zukunft unseres Volkes. Als Leutnant in den Armeen des Königs für die deutsche Einheit, in den Heeren des alten deutschen Kaisers für des Reiches glanzvolle Aufrichtung, im größten Kriege aller Zeiten aber als unser Generalfeldmarschall für den Bestand des Reiches und für die Freiheit unseres Volkes. Sie erlebten einst des Reiches Werden, sahen vor sich noch des großen Kanzlers Werk, den wunderbaren Aufstieg unseres Volkes, und haben uns endlich geführt in der großen Zeit, die das Schicksal uns selbst miterleben und mitdurchkämpfen ließ. Heute, Herr Generalfeldmarschall, läßt Sie die Vorsehung Schirmherr sein über die Erhebung unseres Volkes. Dieses Ihr wundersames Leben ist für alle ein Symbol der unzerstörbaren Lebenskraft der deutschen Nation. So dankt Ihnen heute des deutschen Volkes Jugend und wir alle, die wir Ihre Zustimmung zum Werk der deutschen Erhebung als Segnung empfinden."

Die SA

Von Fritz Ebenböck

Als Adolf Hitler von München aus die neue Lehre des Nationalsozialismus verkündete und die junge Bewegung auf Grund ihrer geistigen Durchschlagskraft immer mehr Anhänger in ihren Bann schlug, traten alsbald die verschiedenen Gegner auf den Plan, um sich des unbequemen, rücksichtslos alle Morschheit des Systems aufdeckenden Störenfrieds zu entledigen. Hatten erst Totschweigen und Lächerlichmachen, dann jüdische Satire und Verleumdung nicht erreicht, die neuen Ideen niederzuringen, so sollten jetzt die an Besucherzahl stets wachsenden Versammlungen der jungen Partei mit Gewalt gestört werden. Da Zwischenrufer und Diskussionsredner eben-

falls nichts gegen den redegewandten jungen Parteiführer auszurichten vermochten, sollte schließlich mit offenem Terror dem Treiben der „Nazi“ ein Ende bereitet werden.

Am 4. November 1921 fanden sich im Münchener Hofbräuhausfestsaal an die tausend Marxisten ein und versuchten, im Machtgefühl ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit, durch wüstes Toben die beginnende Versammlung der NSDAP zu sprengen.

Zur gleichen Zeit sammelte Adolf Hitler im Vorraum des Lokales die anwesenden 46 nationalsozialistischen Saalordner, meist alte Regimentskameraden, und forderte sie auf, durch restlosen Einsatz ihrer Person die Durchführung der Versammlung zu gewährleisten. Seine Worte lauteten:

„Ihr werdet heute zum ersten Male auf Biegen und Brechen der Bewegung die Treue halten müssen. Keiner von uns verläßt den Saal, außer sie tragen uns als Tote hinaus. Wer feige zurückweicht, dem reiße ich persönlich die Armbinde herunter und nehme ihm das Abzeichen. Denkt daran, daß der Angriff beim geringsten Versuch zur Sprengung die beste Verteidigung ist!“

Der Versuch zur Sprengung mißlang; eine Stunde später warfen die 46 Nationalsozialisten über 800 Marxisten in blutiger Saalschlacht die Treppen hinunter. Die Versammlung konnte ohne weitere Störung zu Ende geführt werden. Seit diesem Tage aber führte die nationalsozialistische Ordnertruppe den Ehrennamen „Sturmabteilung“, abgekürzt „SA“. Mit jenem Tag ihrer Bluttaufe beginnt auch ihre Geschichte.

Bereits der erste Einsatz kennzeichnet die Hauptaufgabe der neuen Schutzabteilung: Schutz der Verkünder des nationalsozialistischen Gedankenguts vor gegnerischer Bedrängung! Mit der Zunahme der Bewegung, ihrem Auftreten in der Öffentlichkeit und der Steigerung des erbittert geführten Kampfes um die Macht wächst naturgemäß der Aufgabenkreis der SA: Sicherung der Versammlungen, Schutz der Führer, Durchführung von Aufmärschen und Werbefahrten, Wurfzettel- und Flugblattpropaganda, Plakatschutz und Plakatkleben, Wahlhilfen aller Art, eigene politische Kleinarbeit, Pflege des Frontsoldatengeistes und der Kameradschaft, sowie Pflege der Leibesübungen aller Art als Voraussetzung zur Dauerleistung und zum Selbstschutz gegen feindliche Überfälle.

Tag auf Tag bringt neuen Einsatz, verlangt neue Opfer an Zeit, Geld, Gesundheit und Blut. Freudig erfüllt die SA ihren Dienst! Ihre höchste Ehre ist ihre Treue.

Unaufhaltsam schreitet die Entwicklung vorwärts. Aus dem kleinen Trupp von 1921 ist ein Millionenheer geworden. Nur an Marksteinen kann der dornenvolle Weg aufgezeigt werden:

Erstes öffentliches Auftreten im Spätsommer 1922 anläßlich einer Kundgebung der vaterländischen Verbände auf dem Odeonsplatz in München. — Erstes auswärtiges Auftreten im Oktober des gleichen Jahres beim Deutschen

Tag in Koburg, dessen Straßen von Marxistenhorden mit Gewalt geräumt werden. — Verleihung der ersten vier Standarten „München", „München II", „Nürnberg" und „Landshut" an die SA beim ersten Parteitag im Januar 1923 auf dem Marsfeld in München. — Im Frühjahr 1923 die ersten Todesopfer aus den Reihen der SA im Verlaufe des Abwehrkampfes an der Ruhr: Schlageter, Knickmann und Dreyer. — Im September 1923 Beteiligung am Aufmarsch beim „Deutschen Tag" in Nürnberg, Gründung des Deutschen Kampfbundes aus SA „Oberland" und „Reichsflagge", Ersatz der abgefallenen „Reichsflagge" durch die „Reichskriegsflagge".

8. November 1923! Tag der größten Hoffnung! Adolf Hitler bildet eine nationale Regierung, die von drei Männern, die ihr gegebenes Ehrenwort brachen — Generalstaatskommissar v. Kahr, General v. Lossow, Oberst v. Seisser —, am nächsten Tag verraten und zerschlagen wird. — Am 9. November fallen an der Feldherrnhalle und am Kriegsministerium 16 Männer im Feuer der Polizei und Reichswehr. — Sie starben für Deutschland. Ehre ihrem Andenken!

Nach einer Zeit tiefster Erniedrigung, schwerster Bedrückung — die Partei und SA wird aufgelöst, ihre Führer wandern ins Gefängnis oder müssen flüchten, Adolf Hitler sitzt in der Festung Landsberg gefangen, Göring und viele andere weilen heimatlos im Ausland, Dietrich Eckart stirbt an den Folgen der erlittenen Haft — wird die Partei nach der Freilassung des Führers neu gebildet. Alle alten Kämpfer sind zur Stelle, viele neue kommen hinzu. Beim ersten Parteitag 1926 in Weimar marschieren 6000 SA-Männer im neuen Braunhemd; beim nächstjährigen Parteitag in Nürnberg sind es bereits 30000; beim folgenden, dem 2. Nürnberger Parteitag im Jahre 1929, sind es gar 60000 Braunhemden, die jedesmal die höchsten Ehrenzeichen der SA, neue Standarten, aus der Hand des Führers entgegennehmen.

Das Jahr 1930 bringt der SA, die in schwerem Kampfe steht und schon viele Kameraden, darunter am 23. Februar 1930 auch den Berliner Sturmführer Horst Wessel, durch Mörderhand verloren hat, die höchste Auszeichnung: Adolf Hitler übernimmt mit dem 2. September 1930 selbst die oberste Führung seiner SA.

Unter kräftigster Mitarbeit der SA kann zwölf Tage später die neue Wahlschlacht zu einem großartigen Sieg der Bewegung gestaltet werden, der neben 107 Sitzen im Reichstag neuen Auftrieb und neue Stoßkraft verleiht, so daß auch Polizeischikanen aller Art, selbst Uniformverbote und auch der aufs höchste gesteigerte Mordterror der roten Einheitsfront wirkungslos vorübergehen.

Der Aufmarsch der 100000 beim SA-Treffen in Braunschweig im Oktober 1931 war die Antwort auf den Unterdrückungsfeldzug des Systems. Vom Winter 1931/32 steigen die täglichen Blutopfer der SA ins Ungeheuerliche.

Am 13. April 1932 wird die SA von der Regierung aufgelöst. Aber Hitlergeist kann nicht untergehen; als nach zwei Monaten das Verbot fiel, standen 60000 neue Kämpfer in den braunen Bataillonen.

Wahlkampf auf Wahlkampf brachte das Jahr 1932; die Partei sollte sich zu Tode wählen. Aber aus jedem Kampf ging die Bewegung stärker als je zuvor als Sieger hervor und vernichtete die bürgerlichen Splitterparteien. Die Leistung der SA in diesem Kampfabschnitt war eine heroische und kann mit wenigen Worten überhaupt nicht gekennzeichnet werden.

Als Krönung des opfervollen Kampfes übernahm am 30. Januar 1933 der Oberste Führer der Partei und SA das Amt des Reichskanzlers.

Der letzte Wahlkampf am 5. März 1933 brachte der Bewegung die volle Macht: das Dritte Reich war erkämpft, die SA hatte ihre Pflicht getan!

Im Jahre 1930 wurde das Braune Heer auf eine neue Basis gestellt. An Stelle der ehemaligen fünf „OSAF-Stellvertreter"-Bereiche traten die Gruppen, die von ursprünglich 10 im Laufe der weiteren Entwicklung auf 18 erhöht wurden. Mehrere Gruppen waren zu einer Obergruppe zusammengefaßt; unterteilt waren die Gruppen in Untergruppen (bzw. Gaustürme, wenn sich der Bereich der UGr. mit dem des zugehörigen politischen Gaues deckte), in Standarten, Sturmbanne und Stürme. Die Standarten übernahmen die Tradition der ehemaligen Friedensregimenter und erhielten jeweils die Nummern der in ihrem Standort früher gelegenen Truppenteile des alten ruhmreichen Heeres. Auch auf diese Weise sollte nach außenhin die innere Verbundenheit der Kämpfer ums Dritte Reich mit den Freiheitskämpfern des großen Krieges zum Ausdruck gebracht werden. Bis zum Herbst 1932 war die SA einschließlich ihrer Sonderformationen von 75000 auf 500000 Mann gewachsen.

Heute ist das Zweimillionenheer vollkommen neu gegliedert. In sieben Obergruppen sind die 20 reichsdeutschen Gruppen zusammengefaßt und auch unter sich geographisch neu gegliedert und neu unterteilt. Jede Gruppe umfaßt mehrere Brigaden, jede Brigade mehrere Standarten. Das Gebiet der Obergruppe VIII umfaßt die Gruppe Österreich. Neugeschaffene Dienstränge, neue Dienstgradabzeichen, Neuregelung der äußeren SA-Abzeichen, wie Farbe der Kragenspiegel, Abzeichen der Verwaltungsführer u. a., sowie notwendige Formationsteilungen vollendeten das große Organisationswerk. Beim ersten Parteitag nach dem Siege, der wiederum in Nürnberg stattfand und bei dem, wegen der zahlenmäßigen Unmöglichkeit eines allgemeinen SA-Aufmarsches, von jeder Gruppe nur 4000 alte Kämpfer zugelassen wurden, trat die SA bereits in ihrer neuen Gliederung zum Appell vor dem Führer an.

Den veränderten Verhältnissen entsprechend hat sich heute auch der Aufgabenkreis der SA verschoben. Nicht mehr der Kampf um die Straße, nicht mehr die Sicherung der Versammlungen stehen heute im Vordergrund, sondern die geistige Wehrhaftmachung und die körperliche Ertüchtigung des

jungen Menschen sind die vordringlichen Aufgaben, die der Führer seiner SA im Rahmen der gesamten Parteiorganisation zugewiesen hat.

Nicht einen neuen Krieg wollen wir vorbereiten, der, mit unzulänglichen technischen Mitteln geführt, ein wahnsinniges, nutzloses Hinopfern unseres höchsten Wertes, unserer Jugend, bedeuten würde; wohl aber soll jeder junge Deutsche zum bewußten Kämpfer für die Ideen des Nationalsozialismus erzogen werden und in der SA seinen Platz ausfüllen als Wächter für deutsche Art und deutsche Freiheit. Denn eines ist die SA nach wie vor: Garant und Treuhänder der nationalen Revolution, bereit zu allem, wenn der Ruf des Führers ergeht!

Aus: „Das Buch der Hitlerjugend".

Der Hitlerjunge ist kein SA-Mann. Er will einer werden, er sucht sich auf die kommende Berufung vorzubereiten.

Baldur von Schirach.

Der Fahnenträger

Von Wilhelm Böhm, Schweinfurt

„Seid unbesorgt und laßt mir nur die Fahne! Ich bitte euch alle noch einmal darum!"

„Na, denn in Gottes Namen!"

Der Fahnenträger der kleinen bayerischen SA-Abteilung, die anläßlich des „Deutschen Tages" in der thüringischen Stadt G. weilt, steht stramm vor seinem Führer. Dann drückt er diesem noch die Hand und grüßt seine Kameraden durch Zuwinken, während ein hartes Blitzen sekundenlang in seinen graublauen Augen aufleuchtet.

Der Fahnenträger Rauch, der neben dem Ortsgruppenführer älteste Parteigenosse aus der bayerischen Stadt L., ein starkknochiger, halb untersetzter Mann in den Dreißigern, mit einem echt nordischen Schädel, an dem die breite, hohe Stirne und die scharfe Nase besonders hervorstechen, lehnt zufrieden die seiner Obhut anvertraute Hakenkreuzfahne in die Ecke und bestellt sich noch ein Glas Bier.

Eigentlich ist es nach Befehl der Obersten SA-Führung nicht statthaft, daß ein SA-Mann *allein*, und noch dazu der Fahnenträger mit der Fahne, zurückbleibt. Denn das Rotfrontgesindel trieb schon den ganzen Tag über sein lichtscheues Wesen in den Straßen der Stadt.

Aber SA-Mann Rauch, wer könnte sich ihn vorstellen *ohne seine Fahne!* Er ist zu ihr wie zu einem lieben Freund, den man nur ungern von sich scheiden sieht. Tränen würde er vergießen, falls man ihm die Fahne nähme. Ja, sein Leben würde er dafür hingeben. Keiner ist in der kleinen Truppe, der daran zweifelt.

Trotz alledem hat der Führer nur zögernd in diesem Fall seine Einwilligung erteilt. „Eine Ausnahme kann es schon mal geben," hatte er gebrummt, „na ja, drücken wir ein Auge zu".

Und fürwahr, es ist ein gültiger Ausnahmefall. Der „Deutsche Tag", der auch ehemalige Soldaten aller Waffengattungen und Truppenteile aus ganz Thüringen zusammengeführt, hat auch dem SA-Mann Rauch eine Riesenüberraschung zuteil werden lassen.

„Donnerwetter!" hatte Rauch plötzlich ausgerufen, als der SA-Trupp sich zum Verlassen der Wirtschaft anschickte, und war zum Erstaunen seiner Kameraden eiligst einem hochgewachsenen Mann in der Uniform der ehemaligen Kriegsmarine durch das Lokal nachgerannt mit dem Ruf:

„Herr Kapitänleutnant!"

„Bei Gott — der Matrose Rauch!"

So hatten sie sich getroffen, der ehemalige Kapitänleutnant von Z. und der Matrose Rauch.

Manche Stunde der Gefahr hatten Offizier und Matrose zusammen auf dem Kriegsschiff erlebt, aber erst nach Ausbruch der Revolution im Kieler Hafen hatten sie sich innerlich näher gefunden; in jener Stunde, da der Matrose Rauch in den aufruhrerfüllten Straßen der Flottenstadt seinen Vorgesetzten aus den Händen der Rotgardisten herausgehauen hatte.

Diese selbstlose, kühne Tat des Matrosen Rauch hatte die beiden alten Seesoldaten den Unterschied ihres Standes überwinden und sie einander gut Freund werden lassen. Kein Wunder, daß die Freude über das jetzige unverhoffte Wiedersehen bei beiden groß war!

So ging es denn nun ans gegenseitige Erzählen und Politisieren, wobei die Schmach und Schande des Novemberdeutschlands den Kern des Gespräches bildete und die Hoffnung, daß das wahre Deutschland auch einmal wieder groß und mächtig werde, in ihren Worten glaubensfrohen Ausdruck fand.

*

Der Abend naht, als die beiden endlich aufbrechen, um die Fahne ins Quartier zu bringen und mit den SA-Männern aus L. womöglich noch eine vergnügte, kameradschaftliche Stunde zu verleben.

Mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, schreiten sie strammen Schrittes dahin. Der SA-Mann Rauch hat seine Fahne eingerollt und trägt sie stolz geschultert.

Er respektiert seinen ehemaligen Vorgesetzten auch heute noch als solchen, wenn darüber von beiden auch kein Wort verloren wird.

Die ersten Straßen, durch die ihr Weg sie führt, sind voll von Menschen. Manch ein haßerfüllter Blick verhetzter Volksgenossen fliegt ihnen zu. Der größte Teil dieser Menschen aber zeigt gleichgültige, stumpfe Mienen. Andere wieder lächeln spöttisch beim Anblick der beiden unbekümmert dahinschreitenden Männer.

Die beiden sprechen kein Wort darüber. Aber ihre Mienen sagen genug. So ganz, ganz anders ist das Gehaben dieser beiden Menschen. Vom Gang bis zum Blick der Augen spricht alles an ihnen von kämpferischen Naturen, von Männern, die kurz und knapp sagen, wie sie denken, und denen Lüge und Kompromiß verhaßt sind wie umgekehrt jenen „offiziellen" Deutschen jegliches Heldentum.

Mählich führt sie der Weg in unsichere Stadtteile, in die Arbeiterviertel hinein.

„Seht euch vor!" warnt sie der Führer einer ihnen begegnenden Gruppe Stahlhelmer. „Die Roten haben Zuzug aus der ganzen Umgebung erhalten. Am R.-tor sind drei unserer Leute von ihnen zusammengehauen worden und bei der W.-Allee haben sie einen SA-Mann niedergestochen. Seid auf eurer Hut!"

Die beiden Gewarnten nehmen sich vor, die Augen hübsch offen zu halten.

Wieder kommen sie durch mehrere Straßen und Gassen, aber nichts Auffälliges regt sich. Außer gehässigen Zurufen hier und da bleiben sie vollkommen unbehelligt.

Scheint die Warnung des Stahlhelmers nicht auf übergroßer Vorsicht zu beruhen?

Weiter geht's in strammem Schritt. Die Wohnhäuser treten hier zurück, dafür ziehen sich langgestreckte Fabrikgebäude und weite, verödete Höfe zu beiden Seiten der Straße hin.

Kein Mensch ist zu sehen. Die ganze Gegend scheint ausgestorben zu sein.

Plötzlich wird das stumpfe Geräusch eines nahenden Lastkraftwagens hörbar. Wüstes Singen ertönt.

Um die nächste Straßenbiegung lenkt ein schwer wuchtender Lastwagen. Er ist überfüllt von Menschen, zumeist jungen Leuten, bekleidet mit blauen Trikots und roten Kordeln daran.

Fast gleichzeitig deuten ein Dutzend Hände auf die beiden ruhig ihres Weges Marschierenden.

„Gottverdammt, Hitlerbanditen! — Schlagt sie zusammen! — Thüringen bleibt rot! — Klaut dem Kerl die Fahne!" schallt es wild durcheinander.

Gleich darauf hält der Wagen. Es ist, als hätten die feigen Burschen nur darauf gewartet, über vereinzelte Opfer herfallen zu können, so rasch sind sie herunter. Mindestens an die dreißig Mann, Burschen, Männer und Frauenzimmer.

Der SA-Mann Rauch sieht in diese Gesichter und weiß genug. Untermenschentum reinsten Wassers ist das, von dem keine Gnade zu erwarten ist.

„Donnerwetter, jetzt wird's ernst!"

Einen Augenblick lang zögern die Bedrohten. Fliehen? — Zu spät. — Die Überraschung kam so plötzlich, daß nichts anderes mehr übrigbleibt, als den ungleichen Kampf aufzunehmen.

Im Handumdrehen sollte es losgehen.

Ein Steinwurf reißt dem Kapitänleutnant die Mütze vom Kopf. Der Offizier ruft etwas in die Menge, aber der wüste Lärm verschlingt seine Worte.

Schon haben ihn mehrere der Kerle von allen Seiten umringt — ein Knäuel wildverschlungener Menschen wälzt sich am Boden.

Der Fahnenträger Rauch hat gedankenschnell die Fahne hinter sich an die Wand gestellt und die Ärmel hochgekrempelt, als ginge es zum Brotbacken. Er ist von Beruf Bäcker und besitzt wahre Riesenkräfte.

Halb zusammengeduckt blickt er furchtlos auf die Nahenden.

Heulend kommen sie heran.

Da sieht Rauch den Kapitänleutnant zusammensinken und eine grenzenlose Wut füllt ihm augenblicklich die Brust.

Mit einem wilden Satz stürzt er sich vorwärts, mitten in den grölenden Haufen hinein.

Zwei, drei der Anstürmenden brechen unter der Wucht des Anpralls zusammen. Erschreckt aufbrüllend, stiebt der wüste Haufen auseinander.

Der SA-Mann Rauch aber springt zurück, um die Lage blitzschnell zu überschauen.

Als er den Kapitänleutnant leblos am Boden liegen sieht, ergreift ihn von neuem unbändiger Zorn.

„Feiges Gesindel!" ruft er und hebt drohend die geballte Rechte. „Niederknallen sollte man euch wie tolle Hunde!"

„Hört ihr ihn, den Hitlerschuft?! Schießen will er! Macht ihn kalt, den Arbeitermörder! — Spießt ihn! — Reißt die Fahne in Fetzen!" heulte es im Kreise durcheinander.

Ein dreistblickender, mit vor Wut und Haß verzerrten Zügen, wie ein leibhaftiger Teufel anzusehender Jude, eine lange Eisenstange als Waffe in den Händen, drängt sich durch den dichten Kreis der Tobenden und schreit:

„Habt ihr kainen Mut mehr? Brave Lait wollter sain? Wer wird firchte solch 'n ländigen Kärl!? Gäbts ihm, dem Aufrihrer! Wir habe jetzt die Macht! Hail Moskau!"

„Drauf und dran, nieder mit dem Hund! Verrecken muß er!" johlt es aus Dutzenden von Kehlen.

Unter tobendem Gebrüll stürzt sich das Gesindel, bewaffnet mit Stöcken, Stangen, Messern, Spaten und andern, eiligst zusammengesuchten Hieb- und Mordwerkzeugen auf den Fahnenträger Rauch.

Dreißig gegen einen!

Im nächsten Augenblick schon muß alles entschieden sein.

Als er die Worte des Juden hört, steigt dem SA-Mann Rauch der Grimm bis herauf an die Kehle. Blaß wird er wie Kalk. Ihm ist, als müsse ihn der Zorn schier zerreißen!

Im Nu hat er die Fahne am Tuchende ergriffen und schwingt sie zum Schlag erhoben hoch über seinem Haupte.

Ein fürchterlicher Hieb schmettert auf den Schädel des Juden nieder, daß dieser mit einem dumpfen Wehlaut die Eisenstange fallen läßt und zusammenbricht.

Und dann läßt der Fahnenträger Rauch den schweren Fahnenschaft wie rasend im Halbkreise um sich hin und her sausen.

Die vordersten Angreifer reißt es wie gemäht zu Boden. Entsetzensschreie schallen auf, jammerndes Wehgeheul erfüllt die Luft.

Doch wieder erhebt der Wackere die Fahnenstange und läßt sie im Kreise fliegen.

Vier, fünf, sechs der rohen Burschen stürzen und immer von neuem trommelt das harte, schwarze Holz auf die Schädel nieder.

Der wüste Haufe prallt zurück und stürzt von neuem vor. Aber keiner der feigen Gesellen kommt ganz heran.

Taumelnd hat sich der Jude mittlerweile wieder auf die Füße gebracht. Mit schmerzverzerrtem Gesicht, sich mit beiden Händen den blutigen Schädel haltend, wankt er auf die Seite und stöhnt, daß es den Teufel erbarmen könnte.

Und noch manch einer, dem der Mut gekühlt, windet sich wimmernd am Boden oder hat sich, der Prügel müde, in den sichern Hintergrund zurückgezogen. Die meisten der feigen Kerle aber hat der Rachedurst und der Grimm darüber, von einem einzigen Mann jämmerliche Keile zu beziehen, schier von Sinnen gebracht.

Immer wieder dringen sie vor; der SA-Mann Rauch aber steht schier unüberwindbar.

Und doch, die Übermacht ist zu groß, der Kampf ist zu ungleich, als daß man über seinen endlichen Ausgang im Zweifel sein könnte.

Weithin ist das Toben des roten Gelichters hörbar, aber keinen Hüter des Gesetzes lockt es herbei. Mehr als sechzig Polizeibeamte stehen bei der Stadt G. im Dienst, aber nicht einer läßt auch nur eine Spur von sich sehen!

Sie wird wissen, warum sie fern bleibt, die Polizei der Stadt G.! Thüringen ist rot und die Polizei ist es nicht minder. Und falls sie wirklich käme, würde sie — den SA-Mann Rauch verhaften als — Unruhestifter!

Noch immer wehrt sich der tapfere Fahnenträger wie verzweifelt.

Aber langsam, er fühlt es, beginnen seine Kräfte zu erlahmen. Aus mehreren Wunden blutet er, der Schweiß rinnt ihm in Bächen von der Stirn, sein Atem fliegt, seine Bewegungen werden ruckartig kurz.

Und keine Hilfe weit und breit!

Und da — ein Krachen und Splittern! — die Fahnenstange ist in der Mitte durchgebrochen!

Wildes Freudengeheul ertönt ringsum.

„Die Fahne ist hin! Nun packt ihn, den Hitler! Zahlt ihm die Hiebe zurück! Massakriert ihn!"

Der SA-Mann Rauch aber gibt sich noch nicht verloren.

Das Bruchstück des Schaftes an sich raffen, sich blitzschnell drehen, sich zusammenducken und in den Haufen zeternder, haßgeifernder, entmenschter Weiber zur Seite hineinspringen, ist für ihn das Werk des Bruchteils einer Sekunde!

Schreiend, als sei eine Bombe darin geplatzt, stiebt der Haufe auseinander.

Der SA-Mann Rauch aber läuft, so gut ihn seine Beine noch zu tragen vermögen, wie ein gehetztes Wild die Straße hinab.

Die wüste Bande heult auf und folgt ihm nach der ersten Verdutztheit wie ein blutgieriges Rudel Wölfe.

Rasch stürzt der Bedrängte in einen Toreingang. Die Knie zittern ihm, es wirbelt ihm im Kopf, er droht zusammenzubrechen.

Der Fahnenträger Rauch ist am Ende seiner Kräfte.

„Die Fahne, die Fahne!" jagt es ihm die Gedanken durchs Gehirn. Aufheulen möchte er vor Zorn und innerem Schmerz . . .

Die Fahne muß gerettet werden!

Und er reißt das teure Tuch von dem Stangenende und birgt es unter seinem Hemd, an seinem Herzen. Mit zitternden Händen knöpft er sich die Windjacke wieder zu und schleudert das Schaftstück auf einen nahen, dichtkronigen Baum.

Da rast die Meute heran.

„Lump, Hund, Bandit, wo hast du die Fahne? Gib sie heraus, augenblicklich, oder krepier'!"

„Sucht sie euch!" brüllt der SA-Mann Rauch und tritt unter Aufbietung seiner letzten Kraft einem spindeldürren Kerl vor den Leib, daß dieser wie ein nasser Sack zusammenklappt.

Ein Schwindel erfaßt ihn, erschöpft stößt er mit den Fäusten um sich, aber schlaff sind seine Muskeln geworden und die Hiebe seiner Fäuste ohne Wucht und Kraft.

Was mit dir geschieht, schießt es ihm noch durch den Sinn, ist gleichgültig . . ., mögen sie dich totschlagen . . ., wenn sie nur die Fahne nicht finden! . . .

Die Fahne, Adolf Hitlers Fahne!

Ein Dutzend Hiebe fühlt er auf sich niederprasseln.

Er spürt gar nichts mehr. Ganz dumpf wird es ihm im Kopf, seine Ohren sausen, das Gebrüll des Mobs klingt ihm wie aus weiter Ferne.

Er hört noch neue erschreckte Schreie und scharfe Kommandos, dann wird es Nacht vor seinen Augen.

*

Als er wieder zu sich kommt, ist ihm, als habe er viele, viele Wochen geschlafen. Sein Schädel dröhnt und brummt.

Er erkennt einen Arzt im weißen Mantel vor sich und langsam, langsam fällt ihm alles wieder ein.

Rasch will er sich aufrichten, sinkt aber sogleich wieder kraftlos in die Kissen zurück.

„Die Fahne," haucht er mühsam, „wo ist die Fahne?"

Doch als der Arzt ihm erzählt, daß man das blutige Bannertuch unter seinem Hemd gefunden, da huscht ein Lächeln tiefster Befriedigung über seine zerschundenen Züge.

Sein Kopf sinkt zurück, und entkräftet schließt er die Augen.

Mit einem Male öffnet er sie erneut. Schrecken und Angst malen sich darin.

„Bst, nicht so viel sprechen!" mahnt der Arzt.

„Der Kapitänleutnant?" versteht er, als er sich zu dem Schwerverletzten niederbeugt.

„Ist wohlauf!"

„Gott sei Dank!"

„Sie werden lange Wochen das Bett hüten müssen," nimmt der Arzt nach einer Pause wieder das Wort.

„Seien Sie froh, daß Sie einen solch harten Schädel haben, denn der hat Ihnen das Leben gerettet, zusammen mit einer im letzten Augenblick eintreffenden SA-Streife!" Aus: „Der SA-Mann".

Der Knabe soll lernen zu schweigen, nicht nur, wenn er mit Recht getadelt wird, sondern soll auch lernen, wenn nötig, Unrecht schweigend zu ertragen.

Ein Junge, der seinen Kameraden angibt, übt Verrat und bestätigt damit eine Gesinnung, die, schroff ausgedrückt und ins Große übertragen, der des Landesverräters genau entspricht.... Schon mehr als einmal ist aus einem kleinen Angeber ein großer Schuft geworden! Der Führer.

Der Nationalsozialismus nimmt die Jugend ernst, er ist die Bewegung der Jugend und die Jugend ist seine Bewegung.

Diese junge Garde, ihrem Führer verschworen mit Leib und Seele, mit Herz und Hirn, ist heute noch eine jugendliche Gemeinschaft wachsender Kämpfer, morgen schon ist sie der Staat.

Noch nie war in einer Jugend ein solches Staatsbewußtsein wie in der unsern heute. Noch nie war eine Jugend so im tiefsten Sinne sozialistisch wie diese Jugend, die den Namen des Deutschen Reichskanzlers trägt. Baldur von Schirach.

II. Die Wegbereiter

Der Große König

Von Paul Ernst

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte in einem thüringischen Dorf als Schulmeister ein früherer Soldat aus dem Heer Friedrichs des Großen. Er war Bürger einer freien Reichsstadt, hatte Theologie studiert und war auf einer Wanderung nach einem Dorf begriffen gewesen, wo er eine Pfarrstelle antreten sollte; als er an einem Abend müde in einer Herberge einkehrte, war er preußischen Werbern in die Hände gefallen, die ihn betrunken gemacht, ihm das Handgeld in die Tasche gesteckt und ihm eine Grenadiermütze aufgesetzt hatten; und so hatte ihn denn am nächsten Morgen ein Unteroffizier mit dem Ladestock aufgeweckt und mit noch einigen anderen in Ketten seinem Truppenteil zugeführt. Nachdem die Kriege beendet waren, hatte man ihn entlassen; er war bettelnd durch das Land gezogen und hatte zu seinem Glück, ehe er der Polizei in die Hände fiel, noch eine Schulmeisterstelle gefunden.

In den Soldatenjahren hatte er sich an Schnaps gewöhnt, und da sein Lohn für Wirtshausunkosten nicht ausreichte, so ließ er sich gern von den Bauern freihalten und erzählte ihnen dafür Geschichten aus seinen Kriegen und Schlachten. Dieses ist eine Geschichte, die er am meisten erzählte.

Es war ein Fahnenjunker zu uns gekommen, der noch ein reines Kind war, erst fünfzehn Jahre alt. Wir lachten immer über ihn, wenn er uns kommandierte, weil seine Stimme noch umschlug; denn wir hatten Kerls unter uns, die schon an die vierzig waren und aus aller Herren Länder stammten; mein Nebenmann war ein Ungar, der behauptete, von Adel zu sein; mit dem sprach ich immer Latein. Aber gern hatten wir den Junker doch, er war ja noch ein richtiger Junge.

Er hielt sich viel zu mir, weil ich doch mehr Bildung hatte wie die anderen, und wenn er etwas nicht wußte, so fragte er immer mich. Wir haben auch des Nachts meistens zusammengelegen, und ich habe ihm oft meinen Mantel gegeben, denn so ein Junge, der hat doch nicht die Körperwärme wie ein Erwachsener. Er tat auch so kuriose Fragen; er war noch nicht in der Schlacht gewesen und wollte immer wissen, wie es da zuging, und ich beschrieb es ihm denn auch, wie man Essen und Trinken vergißt und sich noch nicht einmal auf das Vaterunser besinnen kann, so ist man weg. Zuletzt fragte er dann immer, ob man Angst hätte, und ob ich glaubte, daß er Angst kriegen würde, und ich sagte ihm dann, daß sich da mancher die Hose vollgemacht hätte, der vorher das große Maul hatte, aber er sah mir nicht so aus, er hatte so etwas Bescheidenes und Mutiges.

So ging das nun eine Weile, und dann kam die Schlacht. Wir standen allein. Gewehr bei Fuß, wir sahen nichts mehr von den anderen, nur daß wir den

Spektakel von weitem hörten; wir dachten schon, der Alte hat uns vergessen, und freuten uns, daß wir nicht mit los mußten; da kam mit einemmal ein Offizier übers Feld angepreſcht und schrie unserm Hauptmann etwas zu. Der Hauptmann kommandierte, und nun vorwärts! Wir liefen zu, was wir konnten, da standen wir mit einemmal hundert Schritt vor einer Batterie, und da ging es auch schon los; wir haben schöne Bücklinge gemacht, aber das half alles nichts; wie ich mich umsehe, da stehen nur noch so einige fünfzig Mann und gucken sich verwundert an. Ich merkte gleich, daß kein Offizier mehr aufrecht ist, und da war mir gerade ein Graben zur Hand; ich schwenkte ab und denke: was geht mich die Batterie an! Da ist mit einemmal der Junker hinter mir und haut mir mit dem flachen Säbel um die Beine, daß ich die Engel im Himmel pfeifen höre, und schreit, was er kann: „Vorwärts, Kerle, wer kein Hundsfott ist!" Ich schäme mich doch vor dem Jungen und laufe ihm nach, und wie ich mich umsehe, laufen ihm die andern auch alle nach. So sind wir mit einemmal mitten in der Batterie und stechen zu, wie es gerade kommt. Das weiß man nachher nicht mehr, wie das gewesen ist. Man sticht immer ins Weiche. Also mit einemmal ruft unser Junker „Viktoria!" Da sehen wir uns um, richtig, wir sind nur noch Preußen in der Batterie. Ich stehe neben ihm, er fragt mich: „Was nun?" „Vernageln," sage ich. Einer wirft seinen Tornister ab, kramt Nägel vor, da lag eine Axt, ich mache mich an die Kanonen, vier Stück waren es. Die andern sahen zu, es war so komisch, es war mir, als ob es nur noch fünf oder sechs Mann sind. „Ei, verflucht!" denke ich, „du kannst von Glück sagen." Richtig, da legt sich einer nach dem andern hin.

Wie ich fertig bin, wische ich mir den Schweiß ab, der mir in die Augen gelaufen ist und beißt, und seh mich nach meinem Junker um. Der sitzt da, hat den Rücken an eine Lafette gelegt, guckt mich mit großen Augen an und hält sich den Bauch. Ich komme vor ihn, nehme ihm die Hände weg, knöpfe den Hosenlatz auf, ziehe das Hemd weg, nichts zu machen. Der hat ihm das Bajonett im Bauch umgedreht und wieder herausgerissen. „Es tut nicht weh, Grenadier," sagt der Junge, seine Lippen waren schon ganz blau. Mir war, als ob ich losheulen sollte, wie ich die Wunde sah; ich hatte den Jungen doch lieb. „Meint Er, daß ich sterben muß, Grenadier?" fragte er mich. „Betet nur Euer Vaterunser, Junker," sagte ich ihm, „Ihr sterbt als ein ehrlicher Kerl." — „Meine Mutter hat ja noch fünf," sagte er. Da wird mir selber schlecht, ich fasse an die Seite, da ist alles naß, ich merke, daß ich auch etwas abgekriegt habe. Nun weiß ich nicht mehr, wie das war, aber wir müssen wohl eine lange Zeit so gelegen haben; denn wie ich wieder etwas von mir weiß, da sind die Schatten schon ganz lang, da höre ich von allen Seiten die preußischen Trompeten. „Das ist Viktoria!" sage ich und sehe meinen Junker an, der hat immer noch die großen Augen und wackelt mit den Lippen. Und jetzt schrinnt es mir auch an der Seite, das ist meine Wunde.

Der Junker war wohl nicht mehr ganz richtig. Er sagte: „Das versteht Er nicht, Grenadier. Er kriegt die Fuchtel, aber unsereins hat seine Ehre." Ich

denke mir, er hat gemeint, weil ich habe ausreißen wollen, und er hat den Mut gehabt, dafür ist eben der Offizier, ich kriege meine zwei Silbergroschen den Tag; ich wäre doch dumm, wenn ich ausreißen könnte und täte es nicht.

Indem kommt der Alte mit seinen Generalen angeritten. Er sah uns an mit seinen blauen Augen, daß es mir kalt den Rücken hinunterlief. Mit dem war nicht gut Kirschen essen. Mir konnte er ja nichts anhaben, ich war blessiert. Ich höre, wie er zu einem Herrn sagt, der neben ihm reitet: „Nein, das ist alles nicht das Richtige, was Sie sagen. Das Merkwürdigste ist die Entnervung der Kerls, daß sie nicht mich, der alle ihre Leiden verursacht, niederknallen." Das habe ich mit meinen eigenen Ohren gehört, wie er das gesagt hat, und da habe ich bei mir gedacht: „Recht hast du, ich könnte jetzt Pastor sein und neben meiner Frau schlafen und morgens meine schöne warme Roggensuppe essen. Denn eigentlich ist es schändlich, wie du mich gekriegt hast, von einem Glas Bier werde ich doch nicht betrunken, der Unteroffizier hat mir Schnaps hineingegossen, ohne daß ich es gemerkt habe, ich werde doch nicht den Kuhfuß schleppen, wenn ich eine Pfarre habe! Aber dann müßte schon einer von hinten kommen; denn wenn du ihn anguckst, dann hat er keinen Mut. Und das ist auch nicht jedermanns Sache, von hinten schießen."

Wie die Herren noch auf ihren Pferden sitzen und gucken, denn das war hoch, wo wir lagen, da fängt mein Junker an zu zappeln und stöhnen. Er saß gerade da, wo das Pferd des Alten stand, und das Pferd wird unruhig. Der sieht nieder, blitzt ihn nur so an mit seinen Augen und herrscht los: „Sterb Er anständig, Junker." Der verstand das schon nicht mehr, aber mir ging das denn doch gegen die Natur, ich denke: „Das Pferd ist ja vernünftiger wie du," und so sage ich: „Halten zu Gnaden, aber der Junker hat Ew. Majestät die Batterie erobert." Da sah er sich erst ordentlich um, und da merkte er wohl die Arbeit, die wir gemacht hatten, denn da wurde sein Ton mit einemmal ganz anders. Er fragte mich: „Wie heißt der Junker?" Ich sagte „Soundso", nämlich der Name ist mir jetzt entschwunden, man hat ja zu viel erlebt. Der König wendet sich um und sagt zu einem von den Herren: „Notieren Sie: ‚Der und der,'" und da sagte er den Namen, den ich eben nun vergessen habe, „der und der ist zum Leutnant befördert." Na, das war doch eine Ehre für uns, da freut man sich doch, ich also los: „Hurra, der König, hoch!" Da lagen noch einige, die schrien mit, aber es klang nur heiser, viele Puste hatten sie nicht mehr in der Lunge.

Der König wendete sein Pferd und ritt ab mit den Herren, ich hörte aber noch, wie der neben ihm zu ihm sagte: „Majestät haben eben die Technik!" Technik ist ein Wort, das aus der griechischen Sprache stammt. Was es hier bedeutet, weiß ich nicht, nur er meinte, daß wir hurra geschrien hätten und hätten ihn nicht niedergeknallt. Aber das verstand der Alte eben, gerecht war er, das mußte ihm sein Feind lassen.

Aus: Paul Ernst, „Geschichten von deutscher Art". Langen-Müller, München.

Zwei deutsche Freiheitskämpferinnen

Von Marga von Rentzell

Deutsche Frauen! Zwei Worte voll tiefem, heiligem Klang! Aus sagenumhüllter Vorzeit steigen sie empor, die stolzen Germaninnen. Eine Thusnelda, eine Weleda. Jene, die unerschrockene Gefährtin des heldischen Mannes, diese, die sternenreine Seherin.

Die Altgermaninnen trieben Zögernde erneut in das Kampfgewühl, den ausziehenden Kriegern riefen sie ungebeugt zu: „Kehre heim als Sieger — und sei es auf dem Schilde!"

Und im gewaltigen Freiheitsringen 1813 erlebte die deutsche Frau die Neugeburt ihres Weibtums. — Aus der Brandung feurigen Weltgeschehens flammen Namen.

So der von Johanna Stegen, des Heldenmädchens von Lüneburg.

Es naht der 2. April 1813! Noch duckt Lüneburg sich unter der Feindesgeißel! Aber schon bäumt sich ganz Norddeutschland gegen den korsischen Dämon auf!

Vor Lüneburgs Toren kommt es zu heftigem Gefecht. Die preußischen Füsiliere stürmen unter Major von Borcke das mattverteidigte Altenbrücker Tor und ziehen in die Stadt ein. Da werfen sich ihnen die Franzosen am Leiner Tor entgegen, ein mörderischer Straßenkampf entspinnt sich, den die Neuverbündeten abermals siegreich bestehen.

Johanna Stegen treibt ein gewaltiger Zwang aus der Straßenstille hinaus, dorthin, wo der Kampf noch lodert. Sie stürzt weiter und weiter, sieht schreckensbleich die Franzosen in neugebildeten Heerhaufen wieder gegen die Stadt heranfluten, flehend eilt sie zurück zu den Füsilieren:

„Schießt — rettet Lüneburg!"

Sie strecken ihr die leeren Hände entgegen:

„Alle Patronen verschossen!"

Johanna muß helfen — retten! Da — ein verlassener französischer Pulverwagen zieht ihre Blicke unwiderstehlich an. Über Erdschollen und Gräben eilt sie zu ihm, hebt den Deckel und entdeckt einen reichen Segen des köstlichen Kriegsschatzes.

Mit den Patronen füllt sie die Schürze, springt eilig zur Schützenlinie und spendet unerschöpflich von ihren Kleinodien den Kriegern. In weiblicher Barmherzigkeit kühlt Johanna todesheiße Stirnen, verbindet Wundenquellen und schleppt Sterbende mit übermenschlicher Kraft hinter die Gefechtslinie.

Plötzlich brausen Hurras! Husaren und Kosaken reiten glänzend Attacke und jagen den Feind in die Flucht. Lüneburg ist frei! — Jäh erwacht Johanna! Sie steht auf dem Marktplatz! Ganz Lüneburg jauchzt ihr zu! Sie feiern sie als Befreierin der Stadt, als Retterin aus tödlicher Not!

*

Ihr Beispiel wirkt fortreißend! Unzählige Heldinnen gaben ihr Blut im Männerkampf dem Vaterlande.

Die ergreifendste dieser Gestalten ist Eleonore Prohaska, eine Unteroffizierstochter aus Potsdam.

28 Jahre ist sie alt, als sie ihr Leben in selbstverständlicher Schlichtheit dem Vaterlande hinwirft. In der Lützowschen Freischar als schwarzer Jäger kämpft sie — unter dem Namen August Renz — heldenstolz an der Seite der männlichen Kameraden.

Am 16. September 1813 greifen die Lützower einen vom Feind besetzten Waldrand bei Göhrde an und werfen die französischen Bataillone aus dem Gehölz heraus. In den vordersten Reihen kämpft Eleonore Prohaska. Aus tausend Flammenschlünden speit der Tod! Haubitzen brüllen, und mörderische Granaten mähen die Edelsten nieder. Grell schmettert die Trompete das Signal: Zum Sturm! Schon stürzt sich die Schar einen Hügel hinauf. Voran — als einer der Kühnsten — Leonore! Plötzlich reißt sie die Trommel eines gefallenen Tambours an sich und wirbelt den Sturmmarsch. Neubeflügelt stürmen die Jäger vorwärts! Da — als Mißakkord vertönt die Trommel, Leonore wankt und sinkt, von einem Kartätschensplitter getroffen, zur Erde. Aus ihrem Herzen springt es weibsbang auf:

„Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!"

Versteint stehen die Kameraden. Dann werfen sie sich nieder, reißen die Montur auf und verbinden die blutsprudelnde Wunde. Zu spät — ihr Leben verströmt!

Am 5. Oktober stirbt Eleonore Prohaska zu Dannenberg unter unsäglicher Qual, aber mit erhabener Standhaftigkeit, den Weihetod für die Freiheit! —

In ihrer Vaterstadt Potsdam ragt auf dem alten Friedhof ihr Erinnerungsmal.

Aus: „Hilf mit", 1934, Nr. 4.

Das Mädel einsatz- und opferbereit zu machen für die Volksgemeinschaft, ist die Aufgabe, die der Nationalsozialismus dem BDM stellt.

Wir wollen das gesunde, stolze Mädel, das bedingungslos Volk und Vaterland als oberstes Gesetz anerkennt und freudig die Verantwortung auf sich nimmt, Trägerin und Erzieherin der kommenden Generation zu sein.

Gerda Zimmermann, Führerin des BDM.

Nein, es war kein Schwindel

Von Hans Zöberlein

Ich mußte schlafen. Seit zwei Tagen hatte ich kein Auge mehr zugebracht. „Jetzt läßt du mich eine Stunde schlafen; dann kommst du dran; paß derweil auf, was los ist," sagte ich zum Max und rollte meinen Mantel auf zum Zudecken; denn mich schüttelte der Frost.

Die Stunde konnte noch nicht um sein, als mich der Max wieder wachrüttelte und sagte: „Du, Hans, horch einmal, da jammert einer schon die ganze Zeit, daß man sich fürchten könnte; dem müssen wir doch helfen." Ich lauschte erregt. Und nachdem hinten in Koekuit eine schwere Rollsalve verkracht war, hörte ich ganz deutlich: „Ohh — ohh — ohh." Weit weg konnte das nicht sein. Mir ist es eiskalt über den Rücken gefahren. War das eine Qual! Wenn ich mir nur die Ohren zuhalten könnte! Doch bäumte sich das Schamgefühl in mir auf, und ich sagte fest: „Bleibe da, Max, ich suche ihn; dem müssen wir freilich helfen." Dann ging ich dem Jammer nach.

Gefallene Engländer lagen herum; ich blieb stehen und lauschte. Da war es nicht; da links voraus mußte es sein, ganz nahe schon. Und dann fand ich ihn. Wie ich mich niederbückte und fragte: „Na, Kamerad, wo fehlt's?" klammerte er sich an mich und bettelte: „Wasser — ohh — ohh." Er war ein Korporal von meinem Regiment. Ich gab ihm zu trinken und tappte dabei ungeschickt mit den Fingern an seiner Seite in sulziges, geronnenes Blut. Ach Gott, dem hatte es die Brust aufgerissen; ein schwarzes, zerfetztes Loch war da. Mit dem Tagesgrauen starb er gewiß.

„Du — ich glaub', — ich muß sterben," keuchte er unter leisem, erstickendem Wimmern. Ich nickte mit dem Kopf; ich konnte jetzt nicht lügen, so gerne ich es getan hätte. Vielleicht sah er es nicht einmal im Finstern. Er nestelte unruhig mit den Fingern an seinem aufgerissenen Waffenrock, er suchte etwas. „Ich werde schon deiner Frau schreiben," sagte ich ungeschickt, nur um etwas Tröstendes zu sagen und ohne zu wissen, ob er überhaupt eine Frau hatte. „Ja — da — sei so gut — da!" Er zog stöhnend ein blutiges Papier heraus. Seiner Mundart nach mußte er ein Franke sein. Sicher hatte er auch Kinder daheim; ich traute mir aber nicht danach zu fragen und würgte aus heiserer Kehle: „Freilich, Kamerad, freilich!"

Er begann zu keuchen. Dann tastete er nach mir mit kalten, nassen Fingern, hob ein wenig den Kopf und stieß hervor: „Sei ehrlich, Kamerad! Sag — ist's ein Schwindel?" — — „Wa . . . was sagst? — Ein Schwindel? Na — na — na," stotterte ich; denn das hatte mich wie ein Hammer ans Hirn getroffen. So hatte mich noch keiner gefragt, und so hatte mich noch nie Grauen und Entsetzen geschüttelt. Der möchte von mir wissen, wofür er sterben muß . . . Ach, das möchten wir alle gerne — in dieser Zeit.

Ich stützte ihm den Kopf hoch und fühlte warm, wie plötzlich das Gewissen aus mir heraus zu sprechen begann: „Nein, es ist kein Schwindel, Kamerad.

Wir tun's für die Unsern daheim, für deine Frau, deine Kinder. Denn die drüben wollen uns die Gurgel zudrücken. — Und daß unser Land nicht zerschossen werden kann, so wie Flandern, — daß es noch eine Gerechtigkeit gibt auf der Welt, nicht lauter Schwindel und Betrug. Hörst du's?" Er nickte leicht, und ich fuhr fort: „Schwindler gibt's genug, jawohl! Oben mehr wie unten. Wir zwei gehören nicht dazu, sonst wären wir nicht da vorne, wo es einen treffen kann, daß man sterben muß. Aber laß uns erst einmal wieder heimkommen, dann wird aufgeräumt mit dem Geschmeiß, da kannst du dich drauf verlassen!" „Red' nur zu!" flüsterte er. Schrapnelle blitzten rot über uns, daß die Bleikugeln zur Erde klatschten. Der Maxe kam heran, er hatte sich hingeworfen. Ich winkte ihm mit der Hand ab und sprach eindringlich leise weiter: „Weißt, der Krieg ist für uns Feldgraue schwer, aber er ist der Anfang von einer neuen, besseren Zeit. Später einmal werden sie es ja sehen daheim, daß keiner umsonst oder für einen Schwindel gefallen ist — wenn die neue Zeit kommt. Es gibt eine Gerechtigkeit, die alles heimzahlt. Und die kommt, verlaß dich drauf! Da schneiden dann wir Soldaten sicher nicht schlecht ab, weil wir ehrlich waren und keine Schwindler. Wir nicht — Kamerad!"

Dann wollte ich ihm noch einmal zu trinken geben, er schob aber unwillig meine Hand weg und begann zu phantasieren. Von Poelkapelle her flog ein leichter heller Schein an den grauen Himmel.

Jetzt ging er zum großen Appell. Stumm hockte ich neben dem Sterbenden. Mir war, als drücke das ganze unsägliche Leid der Welt auf meine ängstlich flackernde Seele. Er wollte aufrumpeln, sank aber stöhnend um. Heiser, mit weit aufgerissenen Augen im zerfurchten Gesicht, über das ein grauer Schein des Tages flog, stieß er hervor: „Nach rechts — und links hinaus — schwärm . . . schwärmen — marsch — marsch — da — da — —! Zum Sturm — Gewehr — rrrr —." Er knirschte mit den Zähnen noch einmal, dann wich langsam die Spannung aus seinem Gesicht. Jetzt hat er sich doch noch den Himmel erstürmt.

Aus: „Der Glaube an Deutschland".

Das Blut aller derer, die im Glauben an Deutschlands Größe gefallen sind, ist nicht vergeblich geflossen. In dieser Zuversicht baue ich fest auf dich — du deutsche Jugend. Hindenburg.

Der Achte!

Von Hermann Göring

Am 8. Juni 1917 war es! Noch immer lastete die unnatürliche Hitze des Frühsommers 1917 lähmend auf dem Land. Hell stand die Sonne am Himmel, doch war es erst 6 Uhr und daher noch so einigermaßen frisch. Das wollte ich ausnutzen. Wenige Minuten später flog die ganze Jagdstaffel dicht geschlossen unter meiner Führung gegen Nordwest. Unsere eigentliche Front

ließ ich links liegen; denn wir hatten Auftrag, zur Unterstützung der IV. Armee in Flandern zu fliegen. Dort war der Kampf im Wytschaetebogen entbrannt und damit der Beginn der großen englischen Offensive in Flandern, die unter gewaltigen Kämpfen bis in den Winter hinein währen sollte.

In Sonnenflut gebadet lag Lille vor uns. Klare Sicht soweit wir blicken konnten, nur im Süden bei Arras starker Dunst. Es war ein herrliches Gefühl, durch den strahlenden Morgen dahinzufliegen, voller Spannung, was die nächsten Stunden bringen würden. Hinter mir folgen im Geschwaderverband zehn Flugzeuge meiner jungen Staffel. Noch stand ich erst wenige Tage an ihrer Spitze und hatte die Piloten noch nicht genügend erprobt. Um so schärfer galt es aufzupassen, damit der Gegner nicht hinterrücks einen von ihnen packte und abwürgte, bevor ich ihm zu Hilfe eilen konnte; denn als Jagdflieger waren sie alle noch jung. Doch ich war guten Mutes und voller Eifer, aus dem guten Material eine schneidige kampftüchtige Staffel zu erziehen.

Wir waren etwa 4000 Meter hoch, als wir die Lys überflogen und damit unser Jagdgebiet erreichten, das rund 60 Kilometer von unserem Flughafen entfernt lag. Unten auf dem Schlachtfelde wilder Kampf, schwerstes Minen- und Trommelfeuer lag auf den zerwühlten Stellungen. Doch ich hatte nicht Zeit, den Riesenkampf zu beobachten, ich hatte den Gegner in der Luft zu suchen und zu schlagen, brauchte auch nicht lange zu warten: über uns erschien ein Nieuport-Geschwader von zwölf Einheiten. Sie waren schwer zu sehen, die kleinen silbergrauen Jagdmaschinen; geschickt setzten sie sich in die Sonne und stießen von dort auf uns herab. Der Angriff war eröffnet, der Kampf begann! Zu schnell war mein Geschwader auseinandergekommen und konnte nicht mehr einheitlich zusammen fechten. Ich paßte auf wie ein Luchs, wo irgendeiner der Meinen in Gefahr war, und preschte hin, um ihm Luft zu machen. Bald mußte ich auf diesen, bald auf jenen Gegner stoßen, um Bedrängte zu unterstützen. Doch meine Piloten schlugen sich gut und warfen den Gegner hinter seine Linie zurück.

Während dieses Gefechtes war alles tiefer gekommen. Ich schöpfe gerade Luft von dem wilden Gekurbel, da sehe ich plötzlich einen Gegner über mir. Vorsichtig pirscht er sich aus der Sonne heran, um mich zu überraschen und von hinten oben abzuschießen. Ich merke seine Absicht, lasse ihn herankommen und weiß, daß es zu einem Entscheidungskampf kommen wird. Er hat die taktisch bessere Lage, ich die stärkere Maschine und den günstigeren Wind. Das Duell kann beginnen. — Jetzt glaubt er, den günstigen Augenblick erfaßt zu haben, und stößt wie ein Habicht auf mich herunter. Darauf hatte ich gewartet: ein wenig drücke ich meine Maschine abwärts, um kräftig Schwung zu holen, reiße sie dann blitzschnell herum und ziehe gegen ihn hoch, gleichzeitig das Feuer aus beiden Maschinengewehren eröffnend. Statt mich im Rücken zu fassen und zu überraschen, packe ich ihn von vorn und seinen Stoß auffangend wird er überrascht. Aus dem Angreifer ist der Angegriffene geworden. Meine Garbe liegt gut, denn sofort läßt er sich abtrudeln, um aus

ihr herauszukommen. Er trudelt an mir vorbei, und nun setze ich mich ihm in den Nacken und drücke ihn durch mein Feuer abwärts. Eine wilde Kurbelei beginnt. Rechts herum, links herum, loopings, turns, Hochreißen der Maschine und gleichzeitig wieder Abrutschenlassen. Alle Finten und Kniffe werden angewandt, jeder versucht, dem anderen in den Rücken zu kommen, ihn zu übersteigen oder ihm die innere Kurve abzugewinnen, um eine zielsichere Feuergarbe anzubringen. Oft sausen wir so dicht aneinander vorbei, daß man glaubt, wir stoßen zusammen.

Der Engländer fliegt glänzend, gewandt und schneidig; ich sah ihn deutlich in seiner Maschine sitzen. Der Kampf ist rasend, aufregend und anstrengend, keiner will ablassen, jeder hofft bestimmt auf den Sieg. Ich rutsche in einer Kurve ab, und schon hat mein Gegner seinen Vorteil erspäht und hämmert wütend mit seinen Gewehren auf mich los. Mehrere Treffer schlagen dicht hinter mir in mein Flugzeug. Wieder bäume ich meine Maschine kerzengrade auf und feure auf den Engländer, auch er hat einige Treffer bekommen. Im Sturzflug stößt er an mir vorbei und sucht frontwärts zu entkommen. Ich stelle meinen Vogel ebenfalls auf den Kopf und jage hinter ihm her. Erneut beginnt er wild zu kurven, um aus meinem Feuer zu kommen. Jetzt sind wir nur mehr 2000 Meter hoch. Noch einmal nimmt er den wütenden Kampf auf und versucht mich anzugreifen. Ich habe nur noch wenige Patronen, die müssen sorgfältig angebracht werden. Die Entscheidung muß schnell kommen; denn schon wird es mir schlecht von der blödsinnigen Dreherei. Doch er wehrt sich verzweifelt, ich muß mich aufs äußerste anstrengen. Mit letzter Entschlossenheit werfe ich mich auf ihn, und aus nächster Nähe jage ich ihm meine Schüsse in die Maschine. Er stürzt sich überschlagend ab, sein Motor steht, er ist zerschossen. —

Dicht über dem Boden fängt er nochmals seinen Apparat und versucht zu landen, doch die Landung mißglückt, seine Maschine zertrümmert. Er selbst wird herausgeschleudert, doch bleibt er unverletzt. Der Sieg ist endlich mein, der Engländer gefangen, seine Maschine liegt zerschellt am Boden. Doch auch meine Kraft ist zu Ende, die Knie zittern, die Pulse jagen, klatschnaß am ganzen Körper, so mußte ich während des Kampfes arbeiten. Es war ein heißes Ringen. —

Zehn Minuten hatte der aufreibende Kampf gedauert. Der Engländer war ein ebenbürtiger Gegner. Einige Minuten später landete ich bei meinem Freunde Loerzer, um mich etwas zu erholen und durch ein kräftiges Frühstück zu stärken. Das Telephon meldete von der Front, daß mein Gegner gefangen sei. Er sei ein erfahrener Jagdflieger, der schon fünf deutsche Flugzeuge abgeschossen hätte. Ich konnte ihn selbst einige Stunden später sprechen, und wir sagten uns hierbei gegenseitig einige Schmeicheleien über diesen harten Kampf. Am Nachmittag kehrte ich in meinen Flughafen zurück. Dankbaren Herzens sagte ich mir, daß es besser sei, Mister Slee stehe auf meiner Siegesliste als der achte, statt ich auf der seinigen als Nummer Sechs! —

Aus: Neumann, „In der Luft unbesiegt“. J. F. Lehmann, München.

Ein Held der Skagerrakschlacht

Von Felix Graf von Luckner

Die Schlacht ist beendet, die Wasserfontänen fallen in sich zusammen, dicke Rauchschwaden wälzen sich über die Wasseroberfläche. Die letzten Schwingungen der Panzerkolosse von 25000 Tonnen rollen durch das von Granaten aufgepeitschte Meer. Jetzt sieht man die Zerstörungen des Kampfes. Der „Lützow" liegt tief mit dem Bug im Wasser; der „Seydlitz" liegt schief, die Farbe brennt außenbords, und aus dem hinteren Panzerturm schlagen fortwährend ungeheure, gewaltige Feuersäulen bis zur Mastspitze. Bei dem „Seydlitz" hat am hinteren Turme eine Granate ein großes Stück Panzer ausgestanzt. Dieses glühende Stück fällt in den Geschützturm auf die Kartuschen, die sich entzünden und lichterloh brennen. Es ist eine wahnsinnige Hitze. Der ganze Sauerstoff in dem tiefen Geschützturm ist verbraucht und alles tot. Die Flammen schlagen von der siebenten Etage in die sechste hinunter: Schschscht! und entzünden die Kartuschen des Bereitschaftslagers des sechsten Stockwerks. Dicke Feuersäulen! Alles ist weißglühend! Vom Kommandoturm durch Sprachrohre und Telephone der Befehl: Pulverkammern fluten! — Wenn das Feuer die Munitionskammern erreicht, schmeißen die alles in die Luft. Keine Antwort. Alles tot! Die Flamme geht in die fünfte Etage! Schschscht! Wieder schlagen dieselben Flammen heraus — eine solche Hitze, daß die Panzerwände anfangen, glühend zu werden. Wieder werden die Befehle 'runtergegeben: Fluten, fluten! Jeder weiß auf dem Schiff: wenn die Munitionskammern unten gefaßt werden, fliegt der „Seydlitz" in Stücke. Alles fragt: „Sind denn die Kammern geflutet?" — „Nein, es kommt keine Antwort!" Und nun stehen hier 1400 Menschen in abgeschlossenen Räumen, jeder gewärtig auf den Moment, wo die Pulverkammern in die Luft fliegen und sie in Atome zerrissen werden. Keiner wagt seine Station zu verlassen, es sind Sekunden, Minuten der furchtbarsten Erregung!

Da kommt der Pumpenmeister Müller. Er weiß, hinten am Panzerdeck ist das Reserve-Flutventil. Aber als er dort vor dem Panzerdeck steht, sieht er, es ist glühend. Neben ihm fünf Matrosen und Heizer, die denselben Schritt wagen wollten: „Wir können nicht 'rüber, das Panzerdeck ist glühend." Und der Pumpenmeister Müller sieht: das Panzerdeck ist glühend. Neben ihm steht ein Heizer mit Holzpantoffeln: „Gib mir deine Holzpantoffeln." Und der Pumpenmeister Müller zieht sie über seine Schuhe und schreitet über das glühende Panzerdeck. Er steht vor dem Flutventilrad, er kann nun das letzte Ventil öffnen, das die Pulverkammern unter Wasser setzt — die letzte Rettung des Schiffes — ein einziger Griff! 1400 Menschen warten auf diesen Griff, der über Leben und Tod entscheidet. Und Pumpenmeister Müller stiert das Flutventilrad an und sieht: es ist glühend! Und er sagt sich: Noch stehst du auf dem „Seydlitz", noch leben unter dir 1400 Kameraden, du mußt sie

retten, mußt den Griff in das Glühendheiße wagen! Pumpenmeister Müller — er hat vorher geschrien — dann hat er hineingefaßt, aufgedreht — nochmals zugefaßt und weiter aufgedreht, bis ihm förmlich das Mark in den nackten Fingerknochen kochte. Pumpenmeister Müller hat den „Seydlitz" gerettet und 1400 deutsche Kameraden!

Das Vermächtnis des unbekannten Matrosen

Von Paul H. Kuntze

Admiral Sturdee, der englische Sieger bei Falkland, äußerte sich nach der Schlacht: „Die Leistungen der Deutschen waren derart, daß keine Marine der Welt sie nachmachen kann!" — Und auf die nochmalige Frage: „Keine?", schüttelte er den Kopf: „Nein, keine!" — In seinem Gefechtsbericht über die Schlacht schreibt er: „An Bord der ‚Nürnberg' wehte inmitten einer Gruppe von Mannschaften, an einer Stange hochgehalten, die deutsche Kriegsflagge, als das Schiff sank." —

Alle überlieferten Taten der Geschichte verblassen gegenüber dem unvergleichlichen Heldentum, der unerschütterlichen Manneszucht und deutschen Treue bis zum Tode aller Männer des deutschen Kreuzergeschwaders! Auf 3000 Meter Tiefe in den eisigen Wassern des Südatlantiks ruhen Vizeadmiral Graf von Spee mit seinen beiden Söhnen, vier Kommandanten mit ihren Schiffen und 2200 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, für uns ewig unvergessen!

Sie sind für uns gefallen, uns ein unvergängliches Beispiel zu geben, wie man Treue bis zum Tode hält. Und selbst nach ihrem Versinken sandten sie uns durch den größten unbekannten Soldaten des Weltkrieges noch eine Mahnung zu:

Monate nach der Schlacht trieb an der brasilianischen Küste die schon unkenntliche Leiche eines Matrosen des Flaggschiffs an, der sich lebend vor dem Untergange mit einer verschließbaren 21-cm-Kartuschbüchse fest zusammengebunden hatte, und diese Kartuschbüchse enthielt die Kriegsflagge S.M.S. „Scharnhorst"!

„Die Flagge muß wehen, wenn auch der Mann fällt!", dies Lieblingswort unseres Schlageter hat dieser heldenhafte Matrose wirklich erlebt und erstorben und uns das herrlichste Denkmal des unbekannten Soldaten hinterlassen, das die Welt besitzt!

Solange in der deutschen Jugend noch ebenso kühne, harte, treue und opferbereite Herzen schlagen wie bei den Helden des Speeschen Geschwaders — und das haben viele schon bewiesen —, hat es um Deutschlands Zukunft zu Lande und zur See keine Not!

Aus: „Todesfahrt des Grafen Spee".

Letzte Fahrt des Bootes „U 153"

Von Matrose Fränzel

Auf dem Achterdeck hatten wir uns versammelt, und unser Koch mit seiner Geige in Begleitung des Bandoniumspielers spielte wehmütige Weisen. Leise trug der Abendwind das Lied „Muß i denn" hinüber aufs Land, es waren die letzten Grüße. Weiter ging's durch die warme Nacht, leise rauschte das Kielwasser auf, und die Sterne erleuchteten, matt schimmernd, unseren Weg. Unsere Reise führte uns, wie das erstemal, durch den Sund. Bei S.M.S. „Hannover" vor dem Sund wurde die letzte Ruhepause gemacht, und vor uns öffnete sich die Minensperre, uns den Weg freigebend zu neuem Wirken. Wir sollten diesmal der Küste von Amerika einen Besuch abstatten, und mit halber Fahrt ging's durch die Nordsee um Shetland herum. Die Tage waren hier oben schon kühler, und kalte Winde kamen öfters auf, uns das Angenehme des Sommers vergessen machend. Hier und da zeigten sich dunkle Wolken am Himmel, und Ströme von Regen peitschten uns ins Angesicht. Eintönig kamen und gingen die Tage, vom Feinde war nichts zu sehen. Da sichteten wir eines Morgens einen grau gestrichenen Segler, unser Kommandant vermutete in ihm eine U-Bootsfalle, aber seinem Vorsatz getreu ging er trotzdem sofort „ran an den Feind". Wir nahmen günstigen Kurs, tauchten und fuhren so dicht an ihn heran, daß er uns nicht mehr entwischen konnte. Auf zirka 4000 Meter herangekommen, tauchten wir auf. Breit und massig hob sich der stählerne Bootskörper aus der blauen Flut, und alsbald öffneten sich sämtliche Luken, und eilig liefen unsere Matrosen an Deck hin und her, die Geschütze klarmachend. Die Maschinen gaben alles her, und leise zitternd und brummend fuhren wir mit äußerster Kraft auf unseren Gegner. Drohend drehten die Kanonen ihre Mündungen nach dem immer noch friedlich dahinfahrenden Segler. Wir hielten Stange mit ihm und hatten ihn in 3000 Meter Entfernung Backbord querab. Plötzlich krachten aus beiden Rohren die Schüsse. Es waren Warnungsschüsse und schlugen beide vor seinem Bug ein. Jetzt hatte man uns bemerkt und versuchte, allerdings erfolglos, zu fliehen. Die nächsten beiden Geschosse schlugen mit hellem Knall und leuchtendem Blitz in sein Oberdeck ein. Eine schwarze Rauchwolke bildete sich drüben, und bald drehte unser „Freund" bei. Die Besatzung mußte das Schiff verlassen, sie war aus aller Herren Länder zusammengewürfelt. Da waren Engländer, Neger, Portugiesen und Japaner u. a. m., und man konnte hier verschiedene Rassen der Erdbevölkerung zusammengepfercht im kleinen Boote sehen, ein wüstes Kauderwelsch durchschwirrte die Luft. Das Prisenkommando begab sich an Bord, und bald krachten dumpf zwei Sprengpatronen zu uns herüber. Langsam neigte sich der Segler auf die Seite, und mit voller Takelage sank er hinab. — Tage vergingen. — Wir schrieben Anfang Oktober. Eine kalte Nacht brach herein, schwere dunkle, Regenwolken türmten sich am Himmel und zogen, dichte Finsternis verbreitend, herauf. Ein leichter Wind

fegte über das Wasser und ließ die See dumpf und hohl rollen. Die Nacht verrann ohne Störungen, ich zog um 4 Uhr auf Morgenwache. Die Luft war diesig, und immer wieder mußten wir unsere Gläser, welche von dem leichten Sprühregen angefeuchtet wurden, säubern. Da meldete unser Backbord-ausguck: „Backbord querab ein abgeblendetes Fahrzeug in Sicht!" — Alle Gläser wandten sich mit einem Schlage nach der bezeichneten Richtung. 6000—8000 Meter vor uns sahen wir durch den Regen die undeutlichen Umrisse eines langsam dahinfahrenden Schiffes. Der Kommandant wurde benachrichtigt und die Geschützbedienung alarmiert. Wir konnten ihn bereits ziemlich deutlich erkennen und bemerkten ein größeres Geschütz auf der Back. Also ein Feind. „Geschütze laden und sichern!" befahl der Artillerieoffizier. „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!" der Kommandant. Ein Klappern der Maschinentelegraphen, und vorwärts schossen wir durch die graue Morgendämmerung. Wir fuhren auf etwa 1000 Meter, ohne bemerkt zu werden, heran. „Salve — feuern!" und beide Rohre zerissen brüllend die Morgenluft. Die Schüsse gingen über das Schiff hinweg und schlugen auf der anderen Seite ins Wasser. Die nächste Salve lag zu weit vorn. Jetzt drehte er auf uns zu, um den Kampf aufzunehmen. Eine dritte Granate zerriß die Leitung zu seiner Dampfpfeife, und kläglich heulte sie in langgezogenen Tönen. Näher und näher kam er, groß und weißschäumend schob er seine Bugwelle vor sich her, und wir konnten deutlich sehen, wie einige Leute das Geschütz bedienten, riesengroß wuchs er vor uns auf, es ging jetzt um Sein oder Nichtsein. Aber so leicht und billig wollten wir uns nicht preisgeben! Da wir abgedreht hatten und vor ihm herliefen, konnten wir nur das achtere Geschütz benutzen. Schuß auf Schuß sandte er uns aus seinem 12-cm-Geschütz, und hageldicht flogen uns die Dinger um die Ohren. Sämtliche Fahrtstufen durchgehend und Zick-Zack-Kurs fahrend, wichen wir ihnen mit Mühe aus. Unser Geschützführer am achteren Geschütz brauchte schon nicht mehr zu zielen, da unser Gegenüber schon auf 800—900 Meter an uns heran war. Treffer auf Treffer klaffte seinen Bug auseinander. Ein nächster Schuß machte seine Geschützbedienung kampfunfähig. Da — ein Volltreffer in seine Kommandobrücke. Eine riesige, in der diesigen Morgendämmerung grauenhaft rotleuchtende Feuerflamme schien gen Himmel zu steigen und krachend, berstend flog die Brücke auseinander. Holz- und Eisensplitter flogen durch die Luft. Dann drehte er sofort ab, ein Tosen und Krachen erfüllte die Luft, als befänden wir uns mit einem ganzen Geschwader im Kampf. Die Leitung war mit der Vernichtung der Brücke augenscheinlich ausgefallen, denn wahllos fuhr unser Gegner im Kreise umher. Wir ließen jedoch nicht von der einmal gefaßten Beute ab und feuerten weiter. Plötzlich wurden wir mit einem Hagel von Geschossen, welche aus einer anderen Richtung kamen, überschüttet. Links und rechts wuchsen die Wassersäulen aus dem Wasser empor. Wir sahen in die gefährliche Richtung und bemerkten zu unserem Schrecken einen amerikanischen Kreuzer in hoher Fahrt auf uns zukommen. Sofort erscholl das Kommando: „Schnell tauchen!" über Deck,

und eilig verschwanden wir im Bootsinnern. Im Zeitraum von einer Minute hatte das schützende Wasser uns aufgenommen. Totenstille herrschte im Boot, nur von außen klang der langdröhnende Widerhall der ins Wasser schlagenden Granaten. Was mochten die nächsten Augenblicke bringen? Höchstwahrscheinlich Untergang und Tod, und wir schlossen schon mit dem Leben ab. Es sollte jedoch anders kommen! — Plötzlich verstummte der Lärm um uns herum. Leise klang das helle Singen der E-Maschinen durchs Boot. Langsam stiegen wir auf Sehrohrtiefe. Unser Kommandant beobachtete die Wasseroberfläche und rief, um unsere erregten Gemüter zu beruhigen: „Der Kreuzer ist außer Sicht. Der angegriffene Dampfer fährt, anscheinend Ruderhavarie, immer noch im Kreise!" Der schwersten Gefahr entronnen, wollten wir jetzt saubere Arbeit machen und unseren Gegner vollends zur Strecke bringen. „Auftauchen!" Wieder ging's empor. Blitzschnell waren wir an Deck und wendeten die Kanonen wieder dem halbbesiegten Gegner zu. Es entspann sich ein reger Artilleriekampf, wobei sich unser Gegenüber, seine Ruderstörung schien bereits beseitigt, mit seinem achteren Geschütz kräftig verteidigte. Treffer auf Treffer schlugen bei ihm ein, krachend neigte sich der vordere Mast zur Seite und fiel in die See. Endlich, in sinkendem Zustande und bereits brennend, zeigte er seine Parlamentärflagge. Er ergab sich in sein Schicksal.

Weiter fuhren wir, und die Tage flossen dahin. — Oft saß ich hoch oben auf schwankendem Mast, Ausguck haltend. Dann flog der Blick weit dahin über die blaue, leichtbewegte Wasserwüste, nichts war zu entdecken, ringsum nur Himmel und Wasser. Die Gedanken schweiften in die Ferne, nach der Heimat, und vor meinem Geiste tauchten nebelhafte Bilder blühender Heide, sommerlicher, seliger Mondnächte auf. Dann schlug das Herz fern im fremden Meere sehnsuchtsvoll und träumte von einem fröhlichen Wiedersehn. Aber damals ahnte ich nicht, daß dies Wiedersehen so traurig sein sollte. Plötzlich erhielten wir, kurz nach dem Gefecht mit der „Ticonderoga", einen Funkspruch mit dem Befehl, unsere Reise abzubrechen und nach den Azoren zu fahren. Wir gingen auf südöstlichen Kurs unserem neuen Ziele zu. Auf halbem Wege erhielten wir schon Nachricht vom Ausbruch der Revolution und zugleich den Heimfahrtsbefehl. Das traf uns wie ein Hammerschlag, wir sahen uns kopfschüttelnd an; es war uns wie ein Rätsel, und wir meinten es mit einem englischen Lügentelegramm zu tun zu haben. Uns wurde aber bald Gewißheit. Mit Tränen in den Augen und oft versagender Stimme hielt unser Kommandant eine Ansprache an uns. Er führte unter anderem aus: Der Kaiser habe abgedankt, die Truppen seien auf den ganzen Fronten in eiligem Rückzuge, und wir, die Marine, die blauen Jungen, auf die unser Kaiser so stolz war, hätten leider auch dem Gift der Zersetzung nicht widerstanden. Er schloß mit dem Satze: „Wir tragen das Kleid dieser Marine, die einen Teil der Schuld hat, und mit Schamröte müssen wir in unsere zertretene Heimat zurückkehren, jedoch das hohe und heilige Bewußtsein im Herzen: Wir U-Bootsleute haben ausgehalten bis zuletzt, unsere Pflicht getan bis

in die letzte Minute, nicht denkend an ruhmlosen Untergang!“ Qualvoll schlichen die Stunden und Tage dahin, Funkspruch kam über Funkspruch. Wirre Meldungen, widersprechende Gerüchte verbreiteten sich unter uns, die wir, abgeschnitten von der Heimat, einzig und allein auf die Drahtnachrichten angewiesen waren. Alles bangte sich um die Lieben daheim, was mochten Frau und Kinder, was mochten Eltern und Geschwister wohl machen? Unruhig schlugen die Herzen, und die Maschinen liefen nicht schnell genug, um uns möglichst bald heimzutragen.

— —

Von diesem Wunsche erfüllt steuerten wir dem Sund zu. Kein Torpedoboot kam uns hier entgegen, um uns zu begrüßen, keine „Hannover“ lag mehr auf ihrem Platz, uns freundlich winkend und mit heimatlichen Weisen uns begeisternd. Wie ganz anders war diese Heimfahrt als meine früheren, wie freudlos ... Weiter fuhren wir durch den Sund ... Da kam ein U-Boot in schneller Fahrt an uns heran, ging längsseit, und ein Obermaat hielt uns eine Ansprache, in der er uns die jetzigen Verhältnisse klarlegte und uns das Vertrauensmännerwesen erklärte. „Kameraden!“ sagte er, „habt keine Furcht, die Offiziere, die euch nicht gefallen, setzt ihr ab. Wir haben die neue Regierung hinter uns!“ Wir blickten uns fragend und erstaunt an. War das noch das alte Deutschland? Dachte man denn gar nicht an die Zukunft? ... Heute war die Losung: Fort mit dem Krieg! Friede!! Unter welcher Bedingung, das schien gleich. O verblendetes Volk! Mit offenen Augen und doch blind ranntest du in dein Verderben. Unsere herrliche Armee, unsere stolze Marine, ungeschlagen und unbesiegt streckten sie ihre blanken Waffen, und gierig blutlechzend stürzte der Feind drüber her. „Bezwungen, aber nicht besiegt!“

Viele U-Boote und Schiffe der Flotte lagen, gleich uns, vor der Einfahrt und schickten sich an, diese zu passieren. Von Masten, Gaffeln und Rahen wehte die rote Flagge. Grell ließ sie ihr blutiges Rot in die Winterluft hineinflattern. Unsere alte, liebe Kriegsflagge, für deren Farben unsere Vorfahren, unsere Brüder, Kameraden und Stammesgenossen ihr Blut vergossen hatten, die siegreich in China und Afrika geweht hatte, sie sollte sich schamvoll verbergen. Knatternd zog und zerrte noch das alte Fahnentuch im Winde, als wehrte es sich verzweifelt, dem verhaßten roten Nebenbuhler zu weichen. Auch wir gingen jetzt Anker auf, die Maschinen sprangen an, Friedrichsort-Leuchtturm passierten wir langsam, und traurig fuhren wir in den Hafen ... O Heimat, wie sehen wir dich wieder! Mit starkem Herzen schieden wir von dir, nicht Kampf und Tod für dich scheuend, und mit erdrosseltem Herzen kehren wir heim.

— —

Ich hatte vier Jahre Soldatenzeit hinter mir, vier Jahre reichen Erlebens. Gefahren hatte ich bestanden und ferne Länder gesehen. Ich ging ins Zivilleben über, im Innern aber immer noch Soldat, und ich war gerne Soldat gewesen und dachte mit Stolz an vergangene Zeiten ...

Aus: „Auf See unbesiegt“, 2. Band. J. F. Lehmann, München.

Mögen Jahrtausende vergehen, so wird man nie von Heldentum reden und sagen dürfen, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken. Dann wird aus dem Schleier der Vergangenheit heraus die eiserne Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden, nicht wankend und nicht weichend, ein Mahnmal der Unsterblichkeit. Solange aber Deutsche leben, werden sie bedenken, daß dies einst Söhne ihres Volkes waren!

Der Führer

Der Krieg in Deutsch-Ostafrika

Von Wilhelm Methner

In Deutsch-Ostafrika traf man im Juli 1914 die letzten Vorbereitungen zu einer Landesausstellung; der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant von Lettow-Vorbeck, befand sich auf einer Reise weit im Innern; niemand dachte an kriegerische Verwicklungen, als die Funkstation in Daressalam die ersten Nachrichten von der drohenden Kriegsgefahr und bald vom Kriegsausbruch brachte. Dem kleinen Kreuzer „Königsberg" gelang es, bei Nacht mitten durch das englische Kreuzergeschwader die freie See zu gewinnen. Vergeblich beschossen die Engländer den Funkturm; er wurde von uns selbst zerstört, ein Schwimmdock in der Einfahrt des Hafens versenkt. Und nun begann, während die feindlichen Kriegsschiffe zwecklos und gegen alles Völkerrecht die offenen, unverteidigten Küstenstädte bombardierten, ein fieberhaftes Rüsten. War doch nichts für den Krieg vorbereitet! Es fehlte an Artillerie, an modernen Gewehren und an Munition. Alsbald fanden an allen Grenzen des Schutzgebiets kleinere Gefechte statt. Es war klar, daß die Engländer beabsichtigten, sich unserer wichtigsten Kolonie zu bemächtigen; doch man konnte noch nicht wissen, wohin sie ihren Hauptangriff richten würden.

Da erschienen am 2. November 1914 mehrere englische Kreuzer und eine stattliche Flotte von Transportschiffen vor Tanga und landeten eine teils aus Indern, teils aus Engländern bestehende Truppenmacht von 8000 Mann. Diesen recht bedeutenden Streitkräften vermochte der vom Kilimandscharo herbeigeeilte Kommandeur nur 1000 Gewehre (250 Weiße und 750 Askari) entgegenzustellen; doch es gelang ihm am vierten Schlachttag, mit Einsetzung des letzten Mannes den Gegner vernichtend zu schlagen. Dieser flüchtete auf die Schiffe, sein Verlust an Toten allein betrug 795 Mann; Maschinengewehre, Gewehre und Munition wurden zurückgelassen. Der Eindruck des schönen, gegen achtfache Übermacht erfochtenen Sieges in ganz Ostafrika und den benachbarten Ländern war ungeheuer; der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Engländer war dahin. In dem deutschen Schutzgebiet aber stiegen Zuversicht und Kampfesfreudigkeit. Noch einmal wagte die von dem indischen

Generalstab zusammengestellte Streitmacht einen Angriff, diesmal zu Lande; sie wurde am 18. und 19. Januar 1915 in dem schweren Gefecht von Jassin, 60 Kilometer nördlich von Tanga, wiederum geschlagen, vier Kompanien wurden gefangengenommen. Dieser zweite deutsche Sieg veranlaßte die Engländer, ihre bisherigen Versuche aufzugeben. Während des ganzen Jahres 1915 wagten sie keinen größeren Vorstoß zu machen, dagegen wurden von deutschen Truppen zahlreiche Streifzüge in die britischen Grenzgebiete unternommen. Besonders wurden wiederholt von kühnen Patrouillen, die hierzu eine mehrtägige Durststrecke mit dichtem Dornbusch durchqueren mußten, Schienen und Züge der englischen Ugandabahn in die Luft gesprengt. In diesen Kleinkämpfen erwarben die aus Deutschen und Farbigen zusammengesetzten Truppen die ihnen später so nützliche Gewandtheit im Gelände und lernten dem drohenden Gewehr- und Patronenmangel abzuhelfen nach der Lettowschen Vorschrift: „Fehlende Waffen sind beim Gegner zu erbeuten.“ Allerdings gelang es auch zwei kleinen deutschen Flugzeugen, die unter fremder Flagge aus der Heimat absegelten, die englische Blockade zu durchbrechen, aber die mitgebrachte Munition stand in keinem Verhältnis zu dem Verbrauch der Truppe.

Inzwischen hatte sich die Südafrikanische Union, die den Feldzug in Deutsch-Südwestafrika beendet hatte, erboten, auch die Eroberung von Deutsch-Ostafrika durchzuführen. Im Januar 1916 erschien General Smuts mit einer Streitmacht von insgesamt 90 000 Mann, reichlicher Artillerie, Minenwerfern, Fliegern und zahllosen Kraftwagen und Reittieren an unseren Grenzen. Am 12. Februar begann der Angriff auf die nordöstlich von Moschi liegenden deutschen Stellungen mit aller Wucht. Nacheinander mußten die Bergstellung von Oldorobbo, Reata, am 12. März auch Moschi geräumt werden. Aber nur Schritt vor Schritt gingen die tapferen Verteidiger zurück.

Ende 1916 war die Schutztruppe nun in das in der Trockenzeit wegen seines Wassermangels, in der Regenzeit wegen seiner malariaschwangeren Sümpfe gefürchtete Gebiet südlich vom Rufiyi gedrängt worden. Da trat bei den Buren Kriegsmüdigkeit ein. Ihnen graute vor diesem Land mit seinen tausend Gefahren, seiner brennenden Sonne, seinem unwegsamen Busch und diesen nimmermüden, überall auftauchenden und stets zu Gegenangriffen bereiten, zähen Verteidigern. Sie kehrten größtenteils zur Heimat zurück und wurden durch Engländer, Inder aller Farbenschattierungen, Neger aus allen Teilen Afrikas und aus Jamaika ersetzt. Statt Smuts übernahm General Deventer das Kommando.

Aber die Hoffnung, daß die durch Tod, Wunden und Krankheiten schon stark gelichtete Schutztruppe bald am Ende ihrer Kraft sein würde, trog den britischen Führer. Im Dezember 1916 wies Lettow einen Vorstoß des Gegners von der Küste aus in den Matumbi-Bergen zurück. Erst im Januar 1917 vermochte der Gegner nach heftigen Kämpfen den Rufiyi zu überschreiten; dann trat infolge der Regenzeit eine gewisse Pause in den kriegerischen

Unternehmungen ein. Es war eine trostlose, durch die Regenfälle zum Teil in ein Sumpfgebiet verwandelte Gegend, in die sich die Ostabteilung der Schutztruppe zurückgezogen hatte. Die letzte europäische Verpflegung war aufgebraucht. Es gab weder Gemüse noch Butter und Schmalz, weder Kaffee noch Tee oder Alkohol. Weiße und Schwarze lebten gleichermaßen von kärglichen, nach Gramm abgewogenen Rationen der zu Grütze oder zu Mehl verarbeiteten Negerhirse (Mtama). In diesem tsetseverseuchten Gebiet gab es kein Vieh; erbeutetes Wildbret wurde getrocknet; die großen Dickhäuter, Elefant und Flußpferd, lieferten auch etwas Fett und Fleischextrakt, der in Bambusröhren aufbewahrt wurde, weil die Flaschen als Isoliermaterial für die Feldtelephone gebraucht wurden. Das knappwerdende Salz wurde durch Asche von verbranntem Gras, der Zucker durch den Honig der wilden Bienen ersetzt. Mehr und mehr begannen Kleider und Wäsche in Lumpen zu verfallen; Stiefel und Schuhe wurden zum hundertsten Male geflickt oder mit Bast zusammengebunden; feingeklopfte Rinde mußte den Ärzten die Verbandsstoffe ersetzen.

Im April 1917 setzte der letzte große Angriff des Gegners auf allen Fronten ein. Aber er stieß nach wie vor auf einen zähen, entschlossenen Widerstand. Bei Narungombe, wo Hauptmann von Liebermann ein glänzendes Gefecht lieferte, bei Lutamba und Mahumbika geschlagen, bei Narunju wochenlang festgehalten, gelang es der riesigen Überzahl nur langsam, das eiserne Netz um die überanstrengte, schlecht ernährte und von Krankheiten heimgesuchte Truppe zusammenzuziehen. Bei Mahiwa, im Lukuledital, hatte General Deventer seine Hauptmacht versammelt, mindestens 7000 gegen 1500; jetzt schien ihm der Sieg gewiß. Aber wie einst bei Tanga, brach sich der Ansturm der Übermacht an den dünnen deutschen Linien. Nach viertägiger Schlacht (15. bis 18. Oktober 1917) gab der Gegner den Angriff auf. Er hatte schwere Verluste. Aber er konnte sie ersetzen, während die deutsche Truppe immer mehr zusammenschrumpfte. Noch einen Monat lang behauptete General v. Lettow unter fortgesetzten blutigen Kämpfen das Feld, dann ließ er — durch äußersten Munitions- und Verpflegungsmangel gezwungen — alles, was den kommenden Strapazen nicht mehr gewachsen erschien, in den Lazaretten zurück und entzog sich, obschon von allen Seiten umzingelt, am 22. November 1917 bei Newalla durch einen Nachtmarsch dem Gegner.

Drei Tage wurde Tag und Nacht marschiert; dann ging die nur noch 300 Weiße und 1200 Askari zählende Truppe über den Grenzfluß Rovuma und drang in die portugiesische Provinz Mozambique ein. Am selben Tage wurde die Feste Ngomano erstürmt, und die gemachte Beute an Gewehren, Munition, Verpflegung und Arzneien befreite die Truppe für kurze Zeit aus äußerster Not. Den Engländern kam dieses Entkommen sehr ungelegen. Wieder mußten sie Etappenstraßen anlegen und einen ganz neuen Feldzug beginnen. Auch im Jahre 1918 brachte die Regenzeit eine gewisse Pause; dann begann von der Küste und vom Nyassa her das, wie die Engländer

meinten, nun endgültig letzte Kesseltreiben. Wieder wartete Lettow, bis ihn die Feinde von allen Seiten angepackt hatten, dann brach er im Mai 1918 nach Süden durch und drang bis zum Zambezi vor. Dort machte er unerwartet kehrt, schlug portugiesische und englische Truppen, die ihm in den Weg kamen, und zog in Eilmärschen nach Norden. Im September traf die Truppe wieder in Deutsch-Ostafrika ein, freudig von den treuen Eingeborenen begrüßt. Sie marschierte am Nyassa entlang, überschritt sogar die Grenze von Rhodesien; da traf sie im Anfang November die niederschmetternde Nachricht von dem in Europa abgeschlossenen Waffenstillstand. Vier Jahre lang hatte die Schutztruppe, die Anfang 1916 3300 Deutsche und 13 000 farbige Askari gezählt hatte, einem mit allen Hilfsmitteln des Krieges versehenen Gegner in einer Gesamtstärke von 200000 Mann die Spitze geboten; selbst in der höchsten Gefahr hatte ihr heldenmütiger Führer immer wieder die Pläne des überlegenen Gegners zuschanden gemacht. Jetzt ließ ihn die Heimat im Stich. Im Felde unbesiegt, mußte die Schutztruppe, bei der auch der Gouverneur Dr. Schnee bis zuletzt ausgehalten hatte, auf Anordnung der Regierung die Waffen ausliefern. Nur knirschend fügten sich die Askari dem ihnen unverständlichen Befehl. Unter den übergebenen Waffen befand sich keine mehr, die zu der alten Ausrüstung gehörte; alle, die übergeben wurden, waren im Kampfe erbeutet.

Die ungeheure Leistung, eine der besten des ganzen Weltkrieges, war nur möglich gewesen durch den festen Willen, lieber unterzugehen, als zu unterliegen, und durch die unbeirrbare Anhänglichkeit und Ergebenheit der Eingeborenen. Mit beispielloser, selbst von den Engländern bewunderter Treue und Opferwilligkeit waren die Askari und Träger ihren deutschen Herren in Not und Tod gefolgt. Daß es gelungen war, diese hohen sittlichen Empfindungen in den Herzen der von den Weißen so oft verachteten Neger zu wecken, ist das schönste Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Kolonisation. Nach: Abriß der Geschichte der deutschen Kolonien. R. Oldenbourg, München.

Die Stunde der Abrechnung

Von Bruno Brehm

„Die deutschen Herren Delegierten," meldete die scharfe Soldatenstimme Oberst Henrys beim Saaleingang.

Am andern Ende des in kahler Hotelpracht prunkenden Saales erhoben sich stühlerückend die sechzig Abgeordneten der Staaten der Welt und blickten auf die sechs Deutschen, die nun in das pralle Licht von Wiesengrün und Frühlingshelle traten, das durch die von neugierigen Köpfen gerahmten großen Gartenfenster in den Raum flutete. Graf Brockdorff-Rantzau schritt, sein blasses Gesicht über den hohen Halskragen, geradeaus, leicht auf seinen Stock gestützt, in keiner Bewegung den ehemaligen Leutnant des ersten Garderegiments verleugnend, auf den Tisch zu. Die fünf Herren folgten

ihm, schwer, breit, auf den Führer vertrauend. Graf Brockdorff-Rantzau verneigte sich knapp, stumm erwiderten die andern drüben, der große Konvent, seinen Gruß.

Rücken der Stühle oben an der großen, doppelt besetzten Tafel. Zwischen Wilson und Lloyd George erhob sich Clemenceau, ein Weißkopf über den Weißköpfen zu beiden Seiten.

„Meine Herren Delegierten des Deutschen Reiches! Hier ist weder die Stunde noch die Gelegenheit zu überflüssigen Worten. Sie haben die Versammlung der Bevollmächtigten der großen und kleinen Mächte vor sich. Sie haben uns den Krieg aufgedrungen! Es wird dafür gesorgt werden, daß nicht ein zweiter Krieg in dieser Form entstehen kann.

Die Stunde der Abrechnung ist da. Sie haben uns um Frieden gebeten. Wir sind geneigt, ihn Ihnen zu gewähren. Wir übergeben Ihnen das Buch des Friedens. Jede Muße zu seiner Überprüfung wird Ihnen gewährt werden. Ich rechne darauf, daß Sie diese Prüfung in dem Geiste der Höflichkeit vornehmen werden, welche zwischen den Kulturnationen vorherrschen muß; der zweite Versailler Friede ist zu teuer erkauft worden, als daß wir es verantworten könnten, die Folgen dieses Krieges allein zu tragen. Um auch die andere Seite meines Gedankens zu Ihrer Kenntnis zu bringen, muß ich notwendigerweise hinzufügen, daß dieser zweite Versailler Friede, der den Gegenstand unserer Verhandlung bilden wird, von den hier vertretenen Völkern zu teuer erkauft worden ist, als daß wir nicht einmütig entschlossen sein sollten, sämtliche uns zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um jede uns geschuldete berechtigte Genugtuung zu erlangen.

Ich werde die Ehre haben, die Herren Bevollmächtigten von dem Unterhandlungsverfahren, welches gutgeheißen worden ist, in Kenntnis zu setzen. Wenn dann noch jemand Bemerkungen vorzubringen hat, so wird ihm natürlich das Wort erteilt werden."

Clemenceau war zu Ende, aller Blicke richteten sich auf die Deutschen.

Brockdorff-Rantzau hob die Hand: „Ich wünsche das Wort."

Clemenceau stand noch: „Nein, erst muß übersetzt werden!" Clemenceau kehrte sich erregt um: „Wo sind denn die Übersetzer?"

Hinter dem Rate der Vier traten die Übersetzer vor, um diese Beschimpfung, diese Drohung, diese Anmaßung auch in englischer Sprache zu wiederholen.

Graf Brockdoff-Rantzau blickte nicht auf, seine Hände schoben ruhelos Papiere, die vor ihm lagen, hin und her. Er legte dann ein Blatt endgültig beiseite.

„Die große Rede," sagte er zu Landsberg.

Vom Tisch der Vier kam durch den Saal der Sekretär der Friedenskonferenz, Dutasta, auf den deutschen Außenminister zu: „Ich nehme mir die Ehre, Ihnen die Bedingungen für einen Frieden zu überreichen."

Der Graf verneigte sich leicht und übernahm den großen, weißen, vielblätterigen Band, den er neben sich hinlegte. Dann setzte er sich mit leicht-

zitternden Händen eine große Hornbrille auf, legte seine schwarzen Handschuhe auf das weiße Buch des Friedens und begann, während zwei deutsche Übersetzer hinter ihn traten, ohne sich von seinem Stuhle zu erheben:

„Meine Herren! Wir sind tief durchdrungen von der erhabenen Aufgabe, die uns mit Ihnen zusammengeführt hat, der Welt rasch einen dauernden Frieden zu geben. Wir täuschen uns nicht über den Umfang unserer Niederlage, den Grad unserer Ohnmacht."

Die Übersetzer wiederholten, Clemenceau saß, seine Umgebung vergessend, als hätte er allein die Deutschen hier vorgeladen, die Hand hinter dem Ohr, weit vorgebeugt, dort am Tisch und verstand nicht die französische Aussprache der deutschen Übersetzer.

„Lauter!" rief er ungeduldig in den Saal, „ich verstehe kein Wort."

Noch einmal wiederholten die Übersetzer die Worte des Grafen, aber die im Tiger noch nachtobende Erregung ließ ihn noch immer nicht verstehen: „Näher herankommen!"

Die Übersetzer traten nun vor den Tisch der Deutschen in die Mitte des Hufeisens.

„Wir wissen, daß die Gewalt der deutschen Waffen gebrochen ist. Wir kennen die Wucht des Hasses, die uns hier entgegentritt. Und wir haben die leidenschaftliche Forderung gehört, daß die Sieger uns zugleich als Überwundene zahlen lassen und als Schuldige bestrafen wollen."

Die Übersetzer wiederholten.

„Was werden Sie ihm antworten?" fragte Lloyd George über Wilson hinweg den Tiger.

„Ich werde ihm den Vertrag unter die Nase halten und sagen: da, das habt ihr zu unterzeichnen!" erwiderte Clemenceau grimmig.

Wilsons Gesicht war verzerrt vor Zorn, daß man ihm, dem Lehrmeister der Welt, hier vor all den kleinen Nationen zu widersprechen wagte.

Bonar Law ballte die Fäuste: was konnte man von Deutschen anders erwarten, als daß sie der ganzen Welt zu widersprechen wagten.

„Warum steht er nicht, wenn er spricht?" fragte Oberst House den neben ihm sitzenden Delegierten Withe.

„Weil ihm die Beine zittern," erwiderte Withe, „weil er nicht stehen kann."

„Warum sagt er nicht," fragte Oberst House, „Herr Präsident und meine Herren vom Kongreß! Krieg ist ein großes Würfelspiel. Wir haben verloren und sind bereit, uns allen vernünftigen Bedingungen zu unterwerfen."

Withe zuckte die Achsel und verschwieg sich und dem Oberst, der nie ein Oberst war, die volle Wahrheit: daß eben House bei diesem Würfelspiel falsche Würfel in den Becher seines Freundes Wilson getan hatte.

Orlandos Stuhl ist leer; wenn man hoffen könnte, Orlando habe bei diesem Gericht über den alten Freund Italiens nicht zugegen sein wollen, es wäre ein Trost.

In allen Gesichtern war Haß, nur die Vertreter des kaiserlichen Japan blickten gleichmütig auf den Grafen dort unten, der wartete, bis die Übersetzer zu Ende gekommen waren.

„Man sollte ihm sagen, daß er aufzustehen hat," flüsterte Wilson dem Tiger zu, doch schon las der Graf weiter:

„Es wird von uns verlangt, daß wir uns als die allein Schuldigen am Kriege bekennen; ein solches Bekenntnis wäre in meinem Munde eine Lüge. Wir sind fern davon, jede Verantwortung dafür, daß es zu diesem Weltkriege kam und daß er so geführt wurde, von Deutschland abzuwälzen. Die Haltung der früheren deutschen Regierung auf den Haager Friedenskonferenzen, ihre Handlungen und Unterlassungen in den tragischen zwölf Julitagen mögen zu dem Urteil beigetragen haben; aber wir bestreiten ausdrücklich, daß Deutschland, dessen Volk überzeugt war, einen Verteidigungskrieg zu führen, allein mit der Schuld belastet ist.

Keiner von uns wird behaupten wollen, daß das Unheil seinen Lauf erst in dem verhängnisvollen Augenblick begann, als der Thronfolger Österreich-Ungarns den Mörderhänden zum Opfer fiel. In den letzten 50 Jahren hat der Imperialismus aller europäischen Staaten die internationale Lage chronisch vergiftet. Die Politik der Vergeltung, die Politik der Expansion und die Nichtachtung des Selbstbestimmungsrechts der Völker hat zu der Krankheit Europas beigetragen, die im Weltkriege ihre Krisis erlebte. Die russische Mobilmachung nahm den Staatsmännern die Möglichkeit der Heilung und gab die Entscheidung in die Hand der militärischen Gewalten."

Die Dolmetscher übersetzten, die Männer an den hufeisenförmig zusammengestellten Tischen bissen sich die Lippen, wischten sich die Stirnen, starrten feindselig auf diesen hochmütigen Aristokraten, der sich vermaß, hier die Stimme der Wahrheit vernehmen zu lassen. Balfour, ein Adeliger, schämte sich, dies hören zu müssen, er bedeckte sein Gesicht mit der Hand. Man mußte den zum Tode Verurteilten sprechen lassen, aber man wollte ihn nicht hören.

„Die öffentliche Meinung," fuhr der Graf fort, „in allen Ländern unserer Gegner hallt wider von den Verbrechen, die Deutschland im Kriege begangen habe.

Auch hier sind wir bereit, getanes Unrecht einzugestehen. Wir sind nicht hierhergekommen, um die Verantwortlichkeit der Männer, die den Krieg politisch und militärisch geführt haben, zu verkleinern und begangene Frevel wider das Völkerrecht abzuleugnen. Wir wiederholen die Erklärung, die bei Beginn des Krieges im Deutschen Reichstag abgegeben wurde: Belgien ist Unrecht geschehen, und wir wollen es wiedergutmachen."

Die Dolmetscher übersetzten: auf vielen Gesichtern zuckte ein höhnisches Lächeln auf, denn keiner von denen, die hier zu Gericht saßen, wollten es glauben, daß die Unfähigkeit der Deutschen zu lügen es war, die ihnen in einer Gesellschaft, die den Begriff der Wahrheit in der Politik nicht kannte, den Ruf der Unwahrhaftigkeit und der Lügenhaftigkeit eingetragen hatte . . .

„Aber auch in der Art der Kriegführung hat nicht Deutschland allein gefehlt. Jede europäische Nation kennt Taten und Personen, deren sich die besten Volksgenossen ungern erinnern. Ich will nicht Vorwürfe mit Vorwürfen erwidern; aber wenn man gerade von uns Buße verlangt, so darf man den Waffenstillstand nicht vergessen. Sechs Wochen dauerte es, bis wir ihn erhielten, sechs Monate, bis wir Ihre Friedensbedingungen erfuhren. Verbrechen im Kriege mögen nicht zu entschuldigen sein; aber sie geschehen im Ringen um den Sieg, in der Sorge um das nationale Dasein, in einer Leidenschaft, die das Gewissen der Völker stumpf macht. Die Hunderttausende von Nichtkämpfern, die seit dem 11. November an der Blockade zugrunde gingen, wurden mit kalter Überlegung getötet, nachdem für unsere Gegner der Sieg errungen und verbürgt war. Daran denken Sie, wenn Sie von Schuld und Sühne sprechen!" ...

Das Antlitz Wilsons ist verzerrt, seine Nerven zucken, seine Hände tasten unruhig über den Tisch. Der Tiger ist zurückgesunken, er hört mit geschlossenen Augen zu, er genießt dieses Aufbäumen des wehrlosen Mannes dort drüben — Lloyd George schämt sich, er möchte am liebsten aufspringen und gehen. Aber dort unten die Tschechen und Polen, die ducken sich, die liegen zum Sprunge bereit, die warten, ob man sie nicht rufen und gegen die Wehrlosen hetzen wird.

„Das Maß der Schuld aller Beteiligten kann nur eine unparteiische Untersuchung feststellen, eine neutrale Kommission, vor der alle Hauptpersonen der Tragödie zu Worte kommen, der alle Archive geöffnet werden. Wir haben eine solche Untersuchung gefordert, und wir wiederholen die Forderung.

Bei dieser Konferenz, wo wir allein, ohne Bundesgenossen, der großen Zahl unserer Gegner gegenüberstehen, sind wir nicht schutzlos. Sie selbst haben uns einen Bundesgenossen zugeführt: das Recht, das uns durch den Vertrag über die Friedensgrundsätze gewährleistet ist. Die alliierten und assoziierten Regierungen haben in der Zeit zwischen dem 5. Oktober und dem 5. November 1918 auf den Machtfrieden verzichtet und den Frieden der Gerechtigkeit auf ihr Panier geschrieben. Am 5. Oktober 1918 hat die deutsche Regierung die Grundsätze des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika als Friedensgrundlage vorgeschlagen. Am 5. November hat der Staatssekretär Lansing erklärt, daß die alliierten und assoziierten Mächte mit dieser Grundlage unter zwei bestimmten Abweichungen einverstanden seien. Die Grundsätze des Präsidenten Wilson sind also für beide Kriegsparteien, für Sie wie für uns, und auch für unsere früheren Bundesgenossen bindend."

Nun müssen, während die Dolmetscher übersetzen, noch einmal, zum letzten Male, alle auf den Präsidenten Wilson schauen — nur der Staatssekretär Lansing nicht, der Wilson diese Züchtigung vor allen Völkern gönnt. Aber dieser Irrsinnige dort, das weiß Lansing, wird sich für diese mutige Rede an Deutschland rächen wollen, genau so, wie er seiner kleinlichen Rache gegen Italien freien Lauf läßt.

„Die einzelnen Grundsätze," fuhr Graf Brockdorff-Rantzau fort, „fordern von uns schwere nationale und wirtschaftliche Opfer. Aber die heiligen Grundrechte aller Völker werden durch diesen Vertrag geschützt. Das Gewissen der Welt steht hinter ihm; keine Nation wird ihn ungestraft verletzen dürfen."

Der Graf sprach weiter: „Sie werden uns bereit finden, auf dieser Grundlage den Vorfrieden, den Sie uns vorlegen, mit der festen Absicht zu prüfen, in gemeinsamer Arbeit mit Ihnen Zerstörtes wiederaufzubauen, geschehenes Unrecht, in erster Linie das Unrecht an Belgien, wiedergutzumachen, um der Menschheit neue Ziele politischen und sozialen Fortschrittes zu zeigen. Dabei wird es unsere Aufgabe sein, die verwüstete Menschenkraft der beteiligten Völker durch einen internationalen Schutz von Leben, Gesundheit und Freiheit der arbeitenden Klassen wiederaufzurichten.

Als nächstes Ziel betrachte ich den Wiederaufbau der von uns besetzt gewesenen und durch den Krieg zerstörten Gebiete Belgiens und Nordfrankreichs. Die Verpflichtungen hierzu haben wir feierlichst übernommen, und wir sind entschlossen, sie in dem Umfang auszuführen, der zwischen uns vereinbart ist. Dabei sind wir auf die Mitwirkung unserer bisherigen Gegner angewiesen. Wir können das Werk nicht ohne die technische und finanzielle Beteiligung der Sieger vollenden; Sie können es nur mit uns durchführen. Das verarmte Europa muß wünschen, daß der Wiederaufbau mit so wenig Aufwand wie nur möglich durchgeführt wird. Der Wunsch kann nur durch eine klare geschäftliche Verständigung über die besten Methoden erfüllt werden. Die schlechteste Methode wäre, die Arbeit weiter durch deutsche Kriegsgefangene besorgen zu lassen. Gewiß, diese Arbeit ist billig. Aber sie käme der Welt teuer zu stehen, wenn Haß und Verzweiflung das deutsche Volk darüber ergreifen würde, daß seine gefangenen Söhne, Brüder und Väter über den Vorfrieden hinaus in der bisherigen Form weiterschmachteten. Ohne eine sofortige Lösung dieser allzulange verschleppten Frage können wir nicht zu einem dauernden Frieden gelangen.

Unsere beiderseitigen Sachverständigen werden zu prüfen haben, wie das deutsche Volk seiner finanziellen Entschädigungspflicht Genüge leisten kann, ohne unter der schweren Last zusammenzubrechen. Ein Zusammenbruch würde die Ersatzberechtigten um die Vorteile bringen, auf die sie Anspruch haben, und eine unheilbare Verwirrung des ganzen europäischen Wirtschaftslebens nach sich ziehen. Gegen diese drohende Gefahr mit ihren unabsehbaren Folgen müssen Sieger wie Besiegte auf der Hut sein. Es gibt nur ein Mittel, um sie zu bannen: das rückhaltlose Bekenntnis zu einem freien und umfassenden Völkerbund."

Mit diesen Verbrechern wirtschaften! denkt Clemenceau, mit ihnen zusammen aufbauen! Mit diesen Lügnern, Heuchlern, mit diesen noch immer von Stolz geblähten Aristokraten!

„Meine Herren!" Die Augen des Grafen suchen mit einem kurzen Blick über die Brille hinweg Wilsons Augen, aber der Präsident hielt die Lider

gesenkt. „Der erhabene Gedanke, aus dem furchtbarsten Unheil der Weltgeschichte durch den Völkerbund den größten Fortschritt der Menschheitsentwicklung herzuleiten, ist ausgesprochen und wird sich durchsetzen; nur wenn sich die Tore zum Völkerbund allen Nationen öffnen, die guten Willens sind, wird das Ziel erreicht werden, nur dann sind die Toten dieses Krieges nicht umsonst gestorben.

Das deutsche Volk ist innerlich bereit, sich mit seinem schweren Los abzufinden, wenn an den vereinbarten Grundlagen des Friedens nicht gerüttelt wird. Ein Friede, der nicht im Namen des Rechts vor der Welt verteidigt werden kann, würde immer neue Widerstände gegen sich aufrufen. Niemand wäre in der Lage, ihn mit gutem Gewissen zu unterzeichnen; denn er wäre unerfüllbar. Niemand könnte für seine Ausführung die Gewähr, die in der Unterschrift liegen soll, übernehmen.

Wir werden das uns übergebene Dokument mit gutem Willen und in der Hoffnung prüfen, daß das Endergebnis unserer Zusammenkunft von uns allen gezeichnet werden kann."

Die Anklage des Beklagten war zu Ende. Graf Brockdorff-Rantzau erhob sich und alle die sechzig Richter standen mit ihm auf.

Dann gingen die Deutschen an den vielen gaffenden, durch alle Türspalten schauenden Offizieren und Sekretären vorbei durch den Saal und den langen Gang hinaus in den lichten Frühlingstag.

Aus: Bruno Brehm, „Das war das Ende". Piper, München

Ja, was sollen wir denn nun tun? Ich weiß es: Für unsere Ehre eintreten und hart eintreten und nicht von dieser Ehre weichen!

Du sagst: Ehre sei vielleicht nichts. Dann bist du auch nichts.

Der Führer.

Batterie Schlageter

Von Hans Henning Freiherr Grote

Als die Batterie in das Städtchen einfährt, liegen die Straßen und Gäßchen wie ausgestorben. Alle Fenster sind geschlossen, und zum Überfluß sperren dichte Vorhänge das Sonnenlicht. So und nicht anders war es in Feindesland! denkt versonnen der Leutnant, der an der Spitze der einherrasselnden Kanonen reitet und aufmerksam die Fassaden der niederen Häuser mustert; denn jeden Augenblick können Feuerstrahlen aus dem Verborgenen zucken und ihre guten Ziele finden. Nicht weit von hier, bei Boltrup, hat man heute morgen

eine Patrouille aus dem Hinterhalt überfallen; auch nicht einer der Kameraden kam mit dem Leben davon, ihre Leichen fand man am Straßenrand.

Die ganze Brigade Löwenfeld ist im Vormarsch, denn allenthalben sind die weißen Truppen zur Offensive angetreten und treiben die aufgescheuchten Spartakisten wie Hasen vor sich her. Wesel, darin die Roten ihren gräßlichen Spuk treiben, das ganze Ruhrgebiet soll befreit werden, das hart an den Rand schlimmen Abgrunds geriet.

Die Batterie des Leutnants, die in der ganzen Brigade ihren hohen Ruf besitzt, ist in den Schmuck schwarzweißroter Fähnchen gehüllt. Die Farben des alten Reiches grüßen von den Geschützrohren und Protzenwagen, wiegen lustig selbst auf dem Rücken der Pferde, neben ihren nickenden Köpfen. Jetzt schallt trotziger Gesang auf: „Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarzweißrotes Band ..."

Der Leutnant hebt den Arm mit der Reitpeitsche hoch; da verstummt der Gesang — die Batterie hält an und sucht die Quartiere.

Es ist wirklich so: was von den Einwohnern noch im Orte ist, ein paar alte Männer oder Weiblein mit zahnlosem Munde, die verlassene Kinder hüten, blickt in offenbarer Angst auf die Soldaten — die Landsleute. Der Leutnant begreift noch immer nicht; viereinhalb Jahre lag er im Krieg, ging dann freiwillig nach dem Baltikum, kommt jetzt mit den Seinen von der Ostgrenze her, die er gegen die Polen gehütet hat ... Sie sollen die Ruhr vom roten Schrecken befreien, sollen retten ...

Dann erfährt er: die Roten haben sinnlose Gerüchte ausgestreut, vom weißen Mord erzählt, der sich an den Frauen und Schwachen rächt; schlimmer erging sich auch die Greuelpropaganda im Weltkriege einst nicht in Lügen und Übertreibungen. Der Leutnant, der bei Riga als erster mit seinem Geschütz die große Brücke eroberte und mitten in die von Bolschewisten besetzte Stadt sprengte, begreift das alles nicht mehr. Marschiert er nicht wieder durch Deutschland? Sind die Spartakisten wirklich nicht mehr wert als die Mordbanden im Baltikum? Deutschland — das war doch immer ein lieber, verehrter Name, war es geblieben trotz der Novembertage und was nach ihnen kam. Gestern in jenem Gefecht — es war eher ein geordneter Rückzug des Gegners vom ersten Schuß an — war es sehr wohl zu spüren gewesen, daß altgediente Soldaten ihnen gegenüberlagen, die etwas von der Sache verstanden; Kameraden also, mit denen man vor noch nicht langer Zeit Seite an Seite gegen Frankreich oder England marschiert war, Kameraden für Deutschland, bis die asiatische Lehre ihnen die armen Hirne verwirrte. Nun wandte sich Front gegen Front, und der Teufel mochte wissen, wer die Musik dazu spielte. Um den Mund des Leutnants gräbt sich ein harter, sinnender Zug; seine Augen, die sonst so still, kindlich fast lächeln können, tragen einen finsteren, drohenden Glanz, und wer in die Reichweite ihres Blickes gerät, erschrickt vor ihm und seiner Abwesenheit.

Des Abends sind die Herren von der Brigade herübergekommen und auch

einige Infanteristen darunter; man will sich vor dem Sturm morgen noch einmal aussprechen und den Becher kreisen lassen, der für manchen der letzte sein wird.

Ein Kompanieführer hat das große Wort; sie sind ihm deshalb nicht böse, denn er pflegt es auch einzulösen, wenn es hart auf hart geht. „Diesesmal müssen wir es den Hunden versalzen," schwört er grimmig, „und Pardon gibt es nicht!" Und läßt noch ein paar Schimpfworte folgen . . .

Da sehen die anderen, daß der Batterieführer sich aufrichtet. Er ringt mit den Worten, denn ein großer Redner war jener Leutnant nie, und sitzt dann schnurgerade auf seinem Stuhl. „Diese Hunde, Herr Kamerad," spricht Schlageter jetzt verweisend, in Anklage, „sind Deutsche wie wir, und manch einer gar mag darunter sein, der das Kreuz für die Tat am Feinde trägt — wie wir." Da ist plötzliches Schweigen in der niederen Stube, und sie blicken sich fragend an, verstehen nicht ganz.

Schlageters Blick ist abwesend, verliert sich in Weiten. „Ich will nur so viel damit sagen," fährt er verloren fort, „ich kann es nicht recht ausdrücken: wir stehen hier für eine Sache, die uns heilig und groß dünkt und die wir Deutschland nennen. Vielleicht suchen die drüben auch Deutschland und gehen nur in die Irre — ich weiß es nicht. Es ist doch wohl so," Schlageter schreit es plötzlich heraus, „daß die, die für Deutschland reden, die oben, die unten, das ganze faule Pack, das uns jetzt jammernd als Retter ruft, gewiß nicht Deutschland, unser Deutschland meinen. Sind sie uns nicht im Baltikum in den Rücken gefallen, haben uns in Schlesien verraten, werden uns wieder den Tritt geben, wenn hier die Stube rein geworden ist . . .?"

„Das ist wohl wahr," bestätigt ein Leutnant der MGK. „Nur weiß ich nicht, was es mit der Kommune zu tun hat," setzt der Infanterist verbissen hinzu.

„Das ist sehr einfach," lächelt Schlageter bitter, „die Roten drüben wissens wohl haargenau wie wir selbst, daß uns die Regierung ruft und wieder wegwirft, je nach Bedarf . . . Von dem da in unserer Brust, dem — Schemen, so luftig, so fern, wie es heute noch lebt — das uns dieses Dasein ertragen läßt, das be . . . scheidene Mohrentum, ahnen sie nichts, suchen dafür das Idol in der Klasse, in der Weltverbrüderung. Uns halten sie also für die Söldlinge, für Verräter . . . verstehen sie's denn besser?"

„Kinder, seid friedlich," fällt der MG.-Mann ein. „Beinahe klingt's, Schlageter, als zögest du nur widerwillig in diese Schweinerei?"

Schlageter ist ganz ruhig geworden. „Ich hasse den Bürgerkrieg, denn nicht die Schlechtesten sind es, die sich darin den Schädel einschlagen. Wenn dieses Deutschland, dessen Werden wir trotz des Weltunterganges ringsum dennoch freudig verspüren, Leben werden soll, wenn unser Kampf in der Tat mehr ist, als nur Ruhe und Ordnung für eine verfluchte Regierung zu bewahren, dann muß es doch dahin kommen, daß wir alle uns wandeln — wir und die drüben. Dazu ist Blut nötig, wie keine Freiheit ohne Opfer errungen werden kann." Seine Augen tragen ein seltsames Leuchten. „Der

Kommunismus darf in Deutschland auch nicht die leiseste Brutstätte mehr behalten, das ist gewiß. Aber nicht schimpfen, nicht ‚Hund' nennen — abrechnen nur und dann, wenn die Schlacht geschlagen, auch eine Hand für den Bruder haben, der immer und immer doch dein Bruder bleibt ..."

Schlageter erhebt sich, neigt sich leichthin zum Gruß, geht ...

„Seit wann legt der die Worte auf die Goldschale?" grimmt der Infanterist. Aber dann sind sie doch alle nachdenklich geworden, wissen mit einemmal deutlicher, daß sie morgen Volk gegen Volk stehen sollen.

Unweit der großen Stadt kommt die Brigade ins Gefecht. Die Infanterie kämpft schwer. Soeben werden die letzten Reserven eingeschoben, geführt von jenem Leutnant, der gestern mit Schlageter zusammenstieß.

Die Roten wehren sich hartnäckig; sie haben überall im Gelände geschickt ihre Maschinengewehre verteilt und leiten ein wohlgezieltes Feuer auf jede Bewegung beim Feinde. „Das ist zum Lachen," schreit es in die Infanterie. „Der reinste Weltkriegszauber," meint einer verdrossen und hat den Kopf tief in den Sand geneigt, denn dicht vor ihm zischt die Feuergarbe, daß die Steine aufwirbeln. Der ganze Vormarsch gerät ins Stocken. In einer Mulde hält die Batterie Schlageter. Aufmerksam hat ihr Führer den Gang des Kampfes verfolgt. Er braucht nicht groß den Melder abzuwarten, der mit keuchenden Lungen aus der vorderen Linie herbeihetzte, schon von weitem sein Papier schwingend; Schlageter kennt die Botschaft: Nun kommt die Sache an ihn!

Es ist wie eine Freude um den Jungen, alle Bedenken der letzten Tage, mit denen er ringen mußte, um seiner inneren Verantwortlichkeit willen, scheinen erloschen: die Batterie trabt an. Aber schon auf der großen Straße geraten sie in den Feuerschein der roten MG.

Schlageter hat alles vorausbedacht; auf seine Leute kann er sich verlassen, sind alles Bauernburschen gleich ihm selbst, hart gewachsen und geschmiedet. Mit wenigen Worten hat er ihnen seinen Plan entworfen. Sekunden später rollt das vorderste Geschütz schwerfällig in den Chausseegraben, der geradewegs auf die feindlichen Widerstandsnester zuführt; die anderen folgen, protzen ab. Trotz der Enge gelingt es, die Geschütze zu richten, die ersten Granaten verlassen die Rohre.

Da kommt Verwirrung in die rote Verteidigung, die Stürmer fassen neuen Mut. Schlageters Batterie versendet jetzt ganze Lagen. Und dann ist es vorbei ... überall gellt das Siegeshurra der Weißen.

Hinter den Stürmern her jagt Schlageters Batterie, protzt von neuem ab, verwirrt den fliehenden Gegner durch sicher gezieltes Verfolgungsfeuer. „Schönen Dank," spricht eine Stimme an Schlageter vorbei, der unbeweglich neben seinem ersten Geschütz hält; sie gehört dem Infanterieführer von gestern abend. „Die haben Sie ganz allein auf dem Gewissen!"

Für Deutschland! denkt Schlageter, für das Deutschland, das einmal werden soll ...!

Aus: „Völkischer Beobachter", 20. 2. 34.

Ein Bekenntnis zu Adolf Hitler bedeutet für die deutsche Jugend ein Gelöbnis zur Ehre, zur Wahrhaftigkeit und zum heroischen Lebenslauf. Baldur von Schirach.

III. Deutsche in Ost und West

Wo wohnen Deutsche?

Von Dr. Johann von Leers

Man spricht oft so ahnungslos von Deutschland, wenn man eigentlich etwas ganz anderes damit meint — nämlich das Deutsche Reich. Das Deutsche Reich ist aber nur ein Teil von Deutschland, nämlich derjenige Teil, der noch politische Freiheit hat, der nicht unter fremder Herrschaft steht. Da sind aber die vielen Gebiete mit deutschen Menschen, die uns im Laufe unserer traurigen Geschichte verlorengegangen sind.

Es gibt allein außer dem Deutschen Reich vier deutsche Staaten außerhalb der Reichsgrenze. Im Westen liegt das Großherzogtum Luxemburg mit fast ganz deutschsprachiger Bevölkerung und mindestens 240000 Menschen; einst stellte es dem Deutschen Reich sogar ein Kaiserhaus, noch bis zum Jahre 1867 gehörte es zum Deutschen Bunde, erst mit dem deutschen Unglück im Weltkrieg wurde seine Zugehörigkeit zu Deutschland, deren Rest in einer Zollunion bestand, endgültig gelöst. Sechseinhalb Millionen Deutsche sind gegen ihren Willen in der Republik Deutsch-Österreich zusammengefaßt, immer wieder haben diese treuen Volksgenossen ihre Heimkehr zum Deutschen Reich verlangt, aber Gewalt und Unrecht hindern sie daran. Neben Österreich liegt mit 12000 Einwohnern rein deutschen Stammes das kleine Fürstentum Liechtenstein am Oberrhein. Auch dies kleine Gebiet stellt einen vom einheitlichen Reich der Deutschen einmal losgesplitterten Trümmerbestand dar. — Ein schweres Unrecht war die Lostrennung der Stadt Danzig, die erst nach dem Weltkriege zu einem selbständigen Staat gemacht wurde; dieser Staat wird heute bereits von einer nationalsozialistischen Regierung geleitet und steht dadurch in engstem Zusammenhang mit dem neuen Deutschland — aber heimkehren zum Mutterlande darf er nicht. Daran hindert ihn die Macht der Sieger. Neben diesen vier selbständigen deutschen Staaten, Luxemburg, Liechtenstein, Deutsch-Österreich und Danzig, stehen zwei weitere Staatswesen, die entweder ganz oder überwiegend zum deutschen Volkstum gehören, aber eine Sonderentwicklung durchgemacht haben: die Schweiz und die Niederlande. Beide sind erst durch den Schmachfrieden von Münster und Osnabrück, welcher den selbstmörderischen Dreißigjährigen Krieg beendete, vom Reich losgetrennt worden. Die Niederländer entwickelten ihren platt-

deutschen Dialekt zu einer Schriftsprache, die Schweizer bildeten mit der französischen und italienischen Schweiz einen Dreivölkerstaat und gingen ihren eigenen Weg. Wir lassen darum hier diese beiden Gruppen beiseite. Daneben aber befinden sich ganz große Landschaften mit deutscher Bevölkerung unter fremder Herrschaft. Im äußersten Nordosten des Deutschen Reiches riß Litauen 1923 das Memelgebiet an sich, das Deutschland im Versailler Vertrag an die Siegermächte hatte abtreten müssen. Die dortige Bevölkerung in dem schönen einsamen Lande ist ihrer Gesinnung nach restlos, ihrer Abstammung nach über die Hälfte deutsch. Es handelt sich hier in diesem Gebiet um 140000 Menschen.

Im Osten, wo Deutsche und Polen eng nebeneinander und durcheinander wohnen, dehnten die Polen ihr neuerstandenes Reich weit in deutschen Volksboden aus. Eine Million Deutsche wurden überhaupt vertrieben, aber noch immer leben in Polen nicht unerhebliche Teile des Deutschtums. Man wird sie im ganzen auf 700000 Deutsche im Grenzgebiet veranschlagen. Besonders deutsch sind die Industriestädte des heutigen polnischen Oberschlesien, die alle bei der Abstimmung im Jahre 1921 mit großer Mehrheit für die Zugehörigkeit zu Deutschland sich entschieden haben und gegen ihren Willen zu Polen geschlagen wurden.

Eine gesinnungsmäßig ganz deutsche Bevölkerung von 50000 Menschen sitzt auch im sogenannten Hultschiner Ländchen, einem Teil des Kreises Ratibor, das wider Recht und Gesetz der Tschechoslowakei zugeschlagen wurde. Es ist das Heimatland des deutschen Dichters Eichendorff. Noch bis heute ergeben alle Wahlen in diesem Gebiete immer wieder deutsche Mehrheit. Im anschließenden Mähren und Böhmen sitzen zusammen etwa 3½ Millionen deutsche Menschen. Das deutsche Siedlungsgebiet umfaßt hier Südmähren, unmittelbar angrenzend an das Deutschtum Niederösterreichs, davon durch einen nicht sehr breiten tschechischen Keil getrennt das waldige Gebiet des Böhmerwaldgaus. Im Egerland sitzen ebenfalls rein deutsche Menschen; dieses Gebiet ist überhaupt erst im Jahre 1322 an Böhmen gekommen. Deutsch ist auch das böhmische Erzgebirgsland mit seiner zahlreichen Industrie, ebenso deutsch ist Nordmähren und das alte Österreich-Schlesien.

Der Republik Österreich nach Süden vorgelagert ist jener Teil von Tirol zwischen der Salurner Klause und dem Brenner, der, von rein deutscher Bevölkerung bewohnt, samt seinen alten Städten Bozen und Meran nach Weltkriegsende an Italien ausgeliefert werden mußte. Starke deutsche Gruppen sind endlich noch im äußersten Süden an Südslawien ausgeliefert worden. Hier handelt es sich um etwa 55000 Deutsche der Südsteiermark und von Kärnten. Außerdem wurde das Kanaltal bei Tarvis an Italien abgetreten. — Im Westen ist Elsaß-Lothringen wieder unter französische Herrschaft gekommen; außerdem ist das Saargebiet unter eine Völkerbundsverwaltung gestellt worden, die sich bemüht, die deutsche Gesinnung zu unterdrücken. In Elsaß-Lothringen handelt es sich um 1,6 Millionen Deutsche,

im Saargebiet um 750000 Deutsche. Im Saargebiet wird allerdings die Volksabstimmung im Jahre 1935 den Willen der Bevölkerung zur Heimkehr ins Reich bezeugen.

Schon vor dem Kriege saßen um Arel in Belgien, einst dem nördlichsten Teil von Luxemburg, der im Jahre 1839 zu Belgien geschlagen wurde, 40000 Deutsche, zu ihnen sind nach der Beendigung des Weltkrieges noch weitere 50000 Deutsche in den beiden an Belgien abgetretenen Kreisen Eupen und Malmedy getan worden. Im Norden hat Dänemark sich durch eine Volksabstimmung nach dem Weltkriege Nordschleswig verschafft. Neben unzweifelhaft überwiegend dänisch besiedelten Gebieten wurden hier aber auch große Teile rein deutscher Gebiete in die Volksabstimmung einbezogen und gerieten so mit 40000 Deutschen unter dänische Herrschaft.

Faßt man dies alles zusammen, so sitzen 14,5 Millionen Deutsche an unseren Grenzen, ungerechnet das Deutschtum, das weiter verstreut von uns entfernt siedelt. Das sind 500000 Deutsche in Ungarn, 700000 Deutsche in Rumänien, 700000 Deutsche in Südslawien und die sogenannten Wolgadeutschen. — Dieses Deutschtum in Streusiedlungen und entfernt von der Hauptmasse des deutschen Volkes in Europa zählt noch einmal 4,5 Millionen Menschen.

Aus: „Hilf mit", Nr. 4, 1934.

Gen Schlesien wollen wir fahren

Von Wilhelm Schremmer

Die alte Heimat.

In der Nähe des Dorfes Moosbach, das mit seinen letzten Häusern oben am Thüringer Wald hängt, ackert ein hochgewachsener Bauer an der Berglehne. Ein Junge treibt ihm die Pferde. Oft schaut er zu dem Bauern hin, oft hält der Pflug. Nicht die Steine sind es, die alle Jahre hier am Hange aus dem Berge herauswachsen, die den Oheim und den Pflug immerwährend anhalten. Die gröbsten liegen schon oben am Raine; nur kleines Geröll stemmt sich gegen die Furche. Der Oheim bleibt immer wieder stehen, schaut ernst, mit zusammengekniffenen Augen über das Feld, hinab ins Dorf und weit darüber hinaus. Kein Lächeln zieht heute über die Lippen. Das sind Zeichen, daß der Oheim schwer nachdenkt und doch mit allem Denken kein Ende findet.

In dieses Schauen und Sinnen fallen seltsame Reden, kurze, abgerissene Worte: kein Acker, kein Platz mehr ... immer nur Knecht ... kein Leben ... der andere alles ...

Da schallt vom Raine eine Stimme herüber: „Na fleißig und emsig? Dieses Jahr ist doch noch Zeit. Kumm rüber, Hermann!"

Den Rain herab kommt ein Mann, der eine Hucke Holz auf dem Rücken trägt und sie an die frische Furche wirft. Nun steht er wartend am Rain. Eine neue Furche wird ihm zugezogen. Ein Vollbart umrahmt das Gesicht, aus dem zwei lustige Augen herausblitzen. Ein langer Zweig blüht ihm am Hut.

Das Gesicht des Pflügers hellt sich auf. Er stößt den Pflug hart in den Boden und wendet sich zu dem Harrenden: „Oswald, der Frühling blüht schunt? Wo bringst du den Kellerhals her?"

„Aus dem Höllengrunde. Du solltest sehen: schneeweiß ist er von der Pestwurz. Darein brennen dann diese roten Lichter. Ich habe mir Holz geholt, denn noch frieren meine dünnen Wände. Das Frühjahr kommt spät."

„Und wenn es auch schon da wäre, bleibt unser Jammer. Ich habe vorhin erst darüber nachgedacht, daß es mit uns Hagestolzen nicht besser werden kann. Kein Boden, Oswald, kein Boden. Überall Zwang und altes Recht, gegen die wir uns vergeblich die Stirne einrennen. Siehe hinab, alles ist aufgeteilt, siehe hinauf, oben im Walde können wir nicht säen. Kein Frühling kommt für uns. Für uns Spätergeborene gibt es nur zweites und drittes oder gar kein Recht."

Der andere tritt näher zu ihm heran: „Noch ist Hoffnung! Hermann, hast du gehört, daß gestern abend zwei fremde Männer ins Dorf gekommen sind, die mit allen Heimatlosen und Armen nach Osten ziehen wollen? Dort sei noch Platz, Freiheit und Heimat für Hunderttausende. Die Männer sind seit gestern unten bei unserm Schulzen. Morgen früh soll das Dorf versammelt werden. Da werden die Fremden zu uns sprechen."

Auch der Pflüger rückt näher heran. Er legt dem andern die Hand auf den Arm. Sie zittert.

„Wie heißt das Land?"

„Schlesien, sagen sie. Ich habe von diesem Lande noch nichts gehört. Tausende sollen dahin schon unterwegs sein, Tausende dort schon Dörfer und Städte bauen. Hermann, wir wollen beide mitziehen, mein jüngster Bruder und ich. Wir sind fest entschlossen dazu. Komme du auch mit. Noch sind wir jung."

Der Pflüger starrt auf den Boden und brummt: „Mit vierzig Jahren . . ."

„Ach, was bedeuten vierzig Jahre, wenn das Herz frisch schlägt und sehnig unsere Arme und Beine sind. Ich bin noch einige Jahre älter. Ich ziehe mit. Davon soll mich niemand mehr abbringen."

Die beiden Männer reden lange miteinander. Gedämpft klingen die Stimmen. Zum Abschied ruft der Pflüger: „Ich komme!"

Am anderen Morgen ist unter der Dorflinde, wo die Thingstage des Dorfes abgehalten werden, schon das Dorf versammelt, als der Hagestolz sich unter sie mischt. Viel Jungvolk sieht hinüber zum breitstöckigen Schulzenhaus, daraus die Fremden treten sollen. Viele stehen umher: Hagestolze, Halbbauern, Hörige, Verstoßene.

Hermanns Augen suchen und schweifen in dem summenden Haufen. Da gewahren sie eine schlanke, frische Gestalt: Grete Blümel. Schon will Hermann nähertreten, als ihn der Freund auf die Schulter schlägt. Um die Hüften hat er einen breiten Lederriemen geschnallt.

„Hermann, hier schaust du mich schon reisefertig. Ich mag es hier keine Minute länger aushalten. Nur fort, nur fort!"

„Sind wir beide nicht schon etwas zu alt, Oswald?"

„Sprich nicht mehr vom Alter. Wenn man etwas Rechtes anfangen will, ist man niemals zu alt. Auf das Herz kommt es an, Herzensbruder. Solche erfahrene Leute brauchen sie, wie wir sind. Und wenn ich fünfzig zählte, ich zöge mit."

Dann reißt er ihn herum und zeigt lachend zu der schlanken Dirn hinüber.

„Sie erscheint heute so jung; ich habe sie schon gesehen," sagt Hermann. —

„Aber sie dich nicht, Hagestolz. Sofort gehst du hinüber und begrüßt deine Braut. Ach was! Achtundzwanzig Jahre und du vierzig! Kein Wort mehr davon. Das gibt eine fröhliche Hochzeit in Schlesien. Das Klagen überlasse nur Älteren." Damit drängt ihn Oswald hinüber.

Da tritt plötzlich Stille ein. Drüben öffnet sich die Tür des Schulzenhauses: Der Schulz, die Fremden, die Schöffen des Dorfes treten heraus.

Zuerst spricht der Schulze vom erhobenen Sitz, daß die Fremden aus Schlesien, fern aus dem Osten, hergekommen wären und Erlaubnis hätten, vor ihnen zu sprechen.

Dann steigt der Unternehmer Berthold empor und erzählt mit einer den Zuhörern seltsam und fremdartig klingenden Aussprache und Betonung von dem weiten Lande, das der deutschen Ansiedler harre, von üppiger Fruchtbarkeit sei und sich weit von den Bergen in die Ebene dehne, durchflossen von einem großen Strome, von leuchtenden Flüssen und Bächen.

„Volksbrüder, Volksschwestern," fährt er fort, „ihr erhaltet dort von dem Fürsten Land und Boden, die euch und euren Kindern zum ewigen Eigentume bleiben, ihr erhaltet so viel, als ihr nur braucht, achtzig bis hundert Morgen ein jeder. Fünfzehn Jahre seid ihr von allen Abgaben frei, braucht keinem Herrn zu dienen, nicht zu roboten, nicht für andere zu rackern und zu werkeln. Danach zahlt ihr dem Fürsten einen geringen Zins. Doch euer, wie diese eigene Hand hier, bleibt das Land, ihr habt keinen anderen Herrn über euch als euer eigenes Gesetz, das ihr in der Dorfgemeinschaft beschließt. Eigene Richter sprechen über euch das deutsche Recht, das ihr in freien Formen behalten könnt. Ihr seid alle willkommen, arm und reich, Mann und Weib.

Wer mitziehen will, versammle sich morgen in der Frühe, mit allem, was er hat, auf diesem Platze und mache sich sogleich bereit zur langen Reise."

Dann erzählt ein Mönch Genaues von dem Lande, da selbst Weinreben gedeihen. Er zieht aus einem Sacke die frischen, wohlbehüteten Reiser, die er aus dem Kloster Pforta bringt, er berichtet von neubegründeten Städten, ihrem Aufblühen, von der Güte der Fürstin, von dem Wild- und Fischreichtum, von dem Kloster an der Oder, von den Bergen, daß über allem Wander-

und Lebensschicksal der große Gott im Himmel walte, auf den sie nur getrost neben der eigenen Kraft ihre Hoffnung setzen sollten.

Auch der Mönch hat geendet. Manche sind noch unschlüssig, doch viele wissen schon, daß die morgige Nacht sie schon fern von der Heimat sieht.

Ausfahrt.

Im ersten Morgengrauen ist der Platz schon erfüllt von dem Brüllen des Jungviehes, dem Rufen der Männer. Pferde werden vor die schweren Karren gespannt, Saatkorn, Pflüge, Äxte, Sägen, allerlei Handwerkszeug verladen und noch immer herbeigetragen, die Deichseln, Achsen und Räder geprüft, das Geschirr der Zugtiere gemustert; denn weit ist die Reise, gefahrvoll der Weg. Viele Männer sind heute gegürtet mit Wehr und Waffen.

Es ist Jungvolk, das sich zur Ausfahrt rüstet. Nur wenige Grauköpfe mischen sich darein. Viele hat die Nacht noch verzagen lassen. Sie sitzen daheim. Was aber hier versammelt ist, ist bereit zu einem neuen Leben in einer neuen Heimat. Die Augen blitzen, voll des Mutes, voller Zuversicht. So auch bei Hermann und den Freunden. Sie verladen ihr Korn, ihr Gerät auf einen breitspurigen Wagen und helfen auch der Dirn, ihr Hab und Gut darein zu bergen. Sie haben sich gelobt, bis zum Tode zusammenzuhalten.

Alte und Kinder stehen umher. Manch Mütterchen wischt in den Augen. Dieser Abschied schneidet ins Herz. Wie sie auch von Wiedersehen reden, sie wissen es alle, daß es hier kaum ein Wiedersehen gibt. Gar mancher Vater, gar manche Mutter hält noch krampfhaft die Hand des Kindes. Dieses Abschiednehmen öffnet selbst die harten Herzen und läßt manchen Streit begraben. So erhält Hermann von seinem Bruder mehr, als er je erwartet hat, und noch immer trägt der kleine Fritz mit beiden Armen Gaben herbei:

„Oheim, noch ein Brot, die warme Jacke, die festen Schuhe, das Leinwandtuch.“

Er weicht nicht und faßt immer wieder nach der Hand des Oheims. Die Leinwand spannt Hermann über den Wagen, der kommenden Regengüsse eingedenk.

Nun blitzt die Sonne auf und schaut verwundert auf dieses Treiben. Der Schulze und der Unternehmer zählen die Auswandernden: zweiundsechzig sind es.

Endlich wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Ein letzter Händedruck, ein letzter Wunsch und Heilgruß. Vor dem Zuge reiten die Unternehmer und einige wehrhafte Männer. Die anderen führen die Zugstiere. Die Kühe, die Schafe schließen den Zug ab. Auf den breiten Karren haben Frauen und Kinder Platz genommen. Laut erschallt die Stimme des Mönches:

„Gen Ostland wollen wir reiden,
gen Ostland wollen wir met,
wohl öwer die grönen Heiden,
da ist eine bessere Stätt.

Gen Ostland tät ich fahren,
das Land mir wohlgefällt,
da ist noch Platz für Scharen
und unverteilt die Welt . . .“

Der Morgenwind verweht die letzten Klänge des kühnen, stolzen Liedes, das bald das Lieblingslied der Auswanderer wird. Nun singen bald alle: „Nach Schlesien wollen wir fahren."

Die Reise.

Zuerst geht es durch bekannte Gaue. In den Dörfern, die man berührt, finden wenigstens die Frauen und Kinder bereitwillig Unterkunft in den noch immer kalten Nächten. Die Männer wechseln sich in den Nachtwachen ab, damit nicht Tiere und Wagen geraubt werden.

Ohne lange Rast strebt alles vorwärts, denn in der neuen Heimat muß noch eine Aussaat erfolgen. Lang ist noch der Weg und gefahrvoll. Unfreiwilliger Aufenthalt ist genug zu erwarten.

Schon am dritten Tage, gegen die Mittagszeit, brechen zwei Wagenachsen in den Höhlen des Weges, reißt ein Ziehblatt eines Stieres im Waldmorast, bricht ein Joch. Da ist es Hermann, der überall und schnell Rat weiß. Junges Eschenholz ist in der Nähe. Es wird gefällt und zugehauen. In wenigen Stunden ist der Schaden ausgebessert.

Bei Jena geht es über die Saale; die Taufluten wogen um die Holzbrücke. Glücklich wird der Übergang vollbracht. Man zählt den letzten März des Jahres 1261.

Der Zug hat sich gewaltig vergrößert; aus vielen Ortschaften sind heimatarme Gesellen zu ihnen gestoßen mit festem Arm und freudig-starkem Herzen. Hunderte führt der Unternehmer der neuen Heimat entgegen.

Der Wandererzug nimmt den Weg quer durch Sachsen. Geradezu geht er, wie die alten Wege, auf sein Ziel los, das möglichst schnell erreicht werden muß. Oft wirft der Weg ungekannte Hindernisse in die Wagen: Löcher müssen erst ausgefüllt, Holzstämme in Moräste geworfen werden. Oft sind es nur Stege, die kaum zwei Wanderern Platz geben, die nun erst durch Fällen der Bäume verbreitert werden müssen. Gestrüpp starrt den Wanderern entgegen; Wege werden durchgehauen. Auf Waldwegen ist doppelte Vorsicht nötig. Kein Wagen darf zurückbleiben. Oft müssen Mann und Weib in die Speichen greifen, die wild gewordenen Stiere bergabwärts hemmen. Scherzend singt Hermann Werner seiner Braut oft zu:

„Nun schürz dich, Gretlein,
schürz dich,
du mußt mit mir davon."

Aller Mißmut ist von ihm geflogen; er kann wie in seinen jüngsten Jahren wieder hell lachen.

Am Abend drängt sich alles um die Feuer zusammen, um den Erzählungen zu lauschen von Siegfried, der den Drachen schlug, von dem großen Kaiser Karl, der so stark war, daß er ein Hufeisen zerbrach, von Widukind, von den

Moor- und Flußweibern, den unförmigen Waldkoboldden, die den Menschen überlisten, von schauerlichen Tieren im Tannengrund.

Immer wieder muß der Mönch berichten, wie 1163 die ersten deutschen Mönche nach dem Kloster Leubus wanderten, wie der Oderwald und der große Strom im Frühling und Herbst das Kloster umziehen, wie Herzog Boleslaus für die deutschen Mönche gesorgt hat. Dann lauschen die Zuhörer dem Erzähler jedes Wort ab vom Tatarensturm, sehen die wilden Horden vor dem wasserumwehrten Breslau, darinnen schon um das Jahr 1000 deutsche Kaufleute blieben, schauen die Tataren nach Liegnitz ziehen und Heinrich II., der die deutsche Besiedelung in Schlesien ernstlich beginnt, in der Schlacht fallen. Sie wissen bald Bescheid von den Klöstern Grüssau, Camenz und dem neubegründeten Rauden in den oberschlesischen Wäldern, daß die deutsche Axt und der deutsche Pflug jetzt im Lande walten. Wie Heinrich II. vor kurzem mit aller Kraft deutsche Bauern hereinruft, wie auch deutsche Kaufleute und Ritter dem Lande zueilen. Wie schon vor sechshundert und mehr Jahren das Land völlig deutsch war. Alt und jung sieht bald das neue Land vor sich liegen: die weite Ebene, noch urwaldstarrend, durch die Bäche und Flüsse der Oder zu ziehen. Fern am Himmel wachsen aus diesem Flachlande die Riesenberge, inmitten der Zobten.

Über die Abendfeuer und die Erzählungen hängt der Himmel seine Lichter.

Hinter Gera trifft der Wanderzug auf zwei frische Holzkreuze am Wege. Die Anwohner erzählen, daß Bayern und Franken vor einigen Wochen vorübergezogen sind, die zwei Frauen am Wege beerdigten, daß noch Kranke mitfuhren.

Es ist Ende April, als die Ostlandfahrer sich der schlesischen Grenze nähern. Der leuchtende Himmelswagen fährt ihnen jede Nacht voraus. Sie treffen auf eine Schar, die aus dem südlichen Böhmen nach dem Norden, nach Pommern oder Ostpreußen wechselt. Markige, prachtvolle Gestalten mit tiefblauen Augen und aschblondem Haar. Ein Schwabe ist darunter, der in Siebenbürgen durch tückische Krankheit Weib und Kind verloren hat und nun auf der Heimkehr in seine alte Heimat sich den Böhmen angeschlossen hat. Planenwagen begegnen ihnen, die über Kottbus in großen Fässern Ostseefische nach Dresden zum sächsischen Kurfürsten und böhmischen Wein über Zittau nach Meißen fahren, dessen Burgtürme beim Elbübergange in der Ferne sichtbar waren.

Durch die Boberaue stoßen sie endlich nach Schlesien vor. Vom Morgen bis zum Abend geht es tagelang durch mächtigen Urwald, der finster von allen Seiten droht und kaum einen Lichtschein durchläßt. Der Maimond hängt am Morgen und Abend blaß über den riesenhaften Fichten, Tannen, die wieder mit Kiefern abwechseln. Das Wetter scheint umzuschlagen. Doch klärt es sich wieder auf. Endlos müde schleicht jeder Tag dahin. Der Wald nimmt kein Ende. Langsam schleppt sich Tier und Mensch auf Wegen, die

regellos ziehen und im Jahre nicht austrocknen. Enger drängt sich alles zusammen. Die Braut Hermanns ruft: „Welch schrecklicher Wald!“ Ein Uhu, der gespensterhaft vorüberfliegt, hat sie erschreckt. Eine Strecke weit ist am dritten Tage der Urwald in Manneshöhe umgehauen und bildet eine unentwirrbare Wildnis. Nur der Weg ist frei. Junge Bäume wachsen aus alten gefallenen Riesen. — Berthold weist darauf hin: „Der Bannwald ist bald zu Ende.“

„Gott sei es gedankt!“ rufen alle.

Hinter dem Boberfluß, der ohne festen Lauf dahinfließt — mehrmals müssen die Ostlandfahrer durch alte Flußläufe waten und Holzbohlen legen —, bleiben Hermann und Oswald plötzlich aufhorchend stehen. Ein Getrommel scharfer Schläge erschallt tief aus dem Walde. „Spechte können das nicht sein,“ meinen sie beide gleichzeitig.

„Das sind die Äxte deutscher Brüder,“ sagt Berthold, der hinter ihnen steht.

Viele möchten auch bald an die Arbeit gehen und hier bleiben. Doch die Boberaue ist, Deutschland zunächst gelegen, schon aufgeteilt. Sie müssen weiter.

Vor Liegnitz gewahren die Siedler zum erstenmal einen pflügenden Polen in der Nähe. Sie halten alle still. „Saht ok,“ rufen die Alten, rufen die Jungen. Eine starke Astgabel irgendeines Baumes, roh zugehauen, nach unten gespitzt, wird durch weichen Boden gezogen. Eine Kuh ist an die eine Gabel gebunden, die andere drückt ein eingepelzter Mensch mühsam mit dem Knorren in die Erde und durchritzt das Erdreich.

„Völln das Furchen sein?“ ruft der eine Sachse, und auch Oswald vermag sich nicht zu halten: „Sull ma hier lachen oder flennen?“

Der Vläminger klettert auf den Wagen und greift nach einem deutschen Pflug: „Ich werde ganz verwirrt und weiß kaum noch, was ein Pflug ist.“ Er reißt ihn herunter vom Wagen, koppelt ein Pferd an und zieht eine Furche hinter dem Polen her. Tief greift das deutsche Pflugeisen in die Erde und wirft die Schollen über die polnische Unkultur. Mehrere Polen sind herzugelaufen. Der Pelzpflüger hält an und starrt, begreift dann das Wunderding von allen Seiten, würgt mit den andern unverständliche Laute heraus und wirft die Arme in die Luft. „Niemietsch,“ verstehen die Siedler nur. Sie schreien das noch, als die Deutschen schon weiterfahren.

„So kann das Land nicht hochkommen,“ sagt Hermann zu Berthold. Der schlägt nur mit der Hand. Ein polnisches Hirsefeld liegt neben ihnen, in dem alles durcheinander wächst, in dem scheinbar Säue überall gewühlt haben.

Sie sehnen sich alle, nun endlich selbst wieder Hand an das Werk, an den Pflug legen zu können. Sie sehen schon sehnsüchtig über die Wälder. „Es ist nicht mehr weit,“ hat der Unternehmer gesagt. Zweimal hat der Maimond schon gewechselt. Nun steht er nachts über den nahen Bergen, die schon seit Tagen die Wanderer nahe grüßen. Fern ist die alte Heimat; maienschön blüht die neue schon um alle Gedanken.

Vor Schweidnitz muß die Schar zwei Tote in die neue Erde betten, einen Mann und ein elfjähriges Mädchen, die ein Lungenfieber überfallen hat. „Sie trägt jitzt unser Blutt," sagt traurig und zuversichtlich Hermann zu Oswald.

In dem Waldgebiet zwischen Schweidnitz und Frankenstein, nur wenige Wegstunden hinter dem Gröditzwachtturm, biegt die Schar an dem Bächlein Peile links ab. In der Nähe bauen schon deutsche Leute an einer Stadt.

In einer Lichtung, da Kirschbäume blühen, ruft Berthold: „Wir sind am Ziele!"

Ein Dankgebet zu Gott erfüllt alle Herzen.

Aus: Deutscher Volkskalender 1933, herausgegeben vom VDA, Dresden-A.

Der letzte deutsche Freiheitskampf im Osten

Von Hans Kyser

Wie als älteste Zeugen der germanischen Ursiedlung in allen Museen dieses Landes die Urnen stehen, so stehen nun, am 11. Juli 1920, in allen Wahllokalen die allerjüngsten Urnen stumm bereit, von hunderttausenden Händen das Zeugnis von hunderttausenden Herzen in sich aufzunehmen. Lassen wir nichts als die Zahlen, die nüchternen, kalten, unparteiischen Zahlen sprechen.

Die Frage ist ganz eindeutig und klar gestellt: Deutsch oder polnisch? Es sind keine Parteien zu wählen. Jeder soll sich zu dem bekennen, was ihm das Nächste und Tiefste ist, zu seinem Vaterland. Es kann hier keinen Zweifel geben. Sehe sich jeder dieses Vaterland noch einmal an, prüfe er, wenn er schon willens hierzu ist, was das Vaterland, das er wählen will, ihm und seinen Kindern künftighin bieten kann.

Hier ist Deutschland, von einer Welt von Feinden bis zur völligen Wehrlosigkeit durch trügerische Versprechen niedergeschlagen, von den Fesseln des Versailler Kriegsdiktates an allen Gliedern umschnürt, Westpreußen gevierteilt, Ostpreußen jeder natürlichen Verbindung mit dem Mutterlande durch den polnischen Korridor beraubt, das Deutsche Reich selbst für tributversklavte Generationen zu einem Helotenstaat herabgewürdigt, von wüsten Parteikämpfen zerrissen, in Schmach und Schande einer Sündflut von Haß und Rache ausgeliefert, die Männer verbittert, die Frauen vergrämt, die Kinder ohne Zucht, alle von Hunger entkräftet, Volk und Land dem Ausbruch unbekannter und um so mehr gefürchteter Katastrophen nahe.

Und hier ist Polen, die neue stärkste Großmacht des Ostens, das gehätschelte Schoßkind der allmächtigen Entente, die Taschen mit guten Franks und Pfunden und Dollars vollgestopft, gemästet von der deutschen Kornkammer Posen, der nächste Nachbar, der in der einen Hand drohend die Peitsche schwingt — die ganze Abstimmung sei nur Scheinmanöver, alles schon in Paris beschlossene Sache — und mit der anderen Hand auf der alten polnischen

Lockflöte das Lied vom „edlen" Polen spielt, den Sang von der polnischen „Brüderlichkeit", die Mär von der „polnischen Freiheit".

Und jetzt ihr deutschen Bürger und Bauern dieses Fetzens von Westpreußen, „die ihr in treuer Brust das Bewußtsein eurer polnischen Abstammung bewahrt", ihr Bauern und Bürger dieses Zipfels von Ostpreußen, die „einzig der euch seit den Kreuzritterzeiten eingeimpfte Schrecken beherrscht", — so schrieb doch Roman Dmowski*) — tretet an die Stimmurnen, die stummen und gerechten, die nie eure Namen, eure Gesichter verraten können, werft eure namenlosen verschlossenen Stimmkuverts nun hinein.

Jeder einzelne ist vorher von vielen Augen auf seine Papiere geprüft, ob er im Abstimmungsgebiet geboren oder dort seit dem 1. Januar 1914 seinen Wohnsitz oder seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt, oder ob er am 10. Januar das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatte. Das sind die Bedingungen. Die aus dem Reiche gekommen sind, müssen ihre Zettel in besondere Urnen stecken. Die Polen haben ja behauptet, es seien die Deutschen hier nicht nur mit den moralisch verwerflichsten Mitteln angesiedelt, sondern der unerträglich barbarische Druck der preußischen Verwaltung habe die bodenständigen Polen — nur diese sind bodenständig — zu Tausenden aus dem Lande getrieben. Alle diese Tausende sind fast vollzählig zur Stelle. Auch hier gibt es keine Ausrede.

Wir schütten die Urnen vor uns aus, wir zählen die abgegebenen Stimmzettel. In den ostpreußischen Bezirken sind es 371 159, in den westpreußischen 105 004.

Wir beginnen unsere Zählung bei dem östlichen, zur Abstimmung aufgerufenen Kreis Oletzko. Sein Mittelpunkt ist das Städtchen Marggrabowa, eine gute Wegstunde von der neuen polnischen Grenze entfernt. Von 121 Gemeinden werden 28 627 Stimmen abgegeben. In die eine Urne fallen die Zettel der „mit moralisch verwerflichsten Mitteln angesiedelten" Deutschen, in die andere Urne die der „mit brutaler preußischer Gewalt vertriebenen" Polen. Nach der Sprachenstatistik befinden sich hier 1117 echte Polen, 406 Masuren, 9981 Zweisprachige, der Rest Deutsche. Da nach der Pariser Polenrechnung Zweisprachige und Masuren auf jeden Fall Polen sind, zählt man hier also 11 504 Polen. Hierzu müssen noch alle jene Deutschen gerechnet werden, die „in treuem Herzen die Erinnerung an ihre polnische Abstimmung bewahrt haben". Wieviel Stimmen werden von diesen Erinnerungspolen und von diesen errechneten Polen und von diesen echten Polen für das großmächtige neue Polen abgegeben werden? Man scheut sich, die Zahl niederzuschreiben, glaubt an einem Irrtum, schlägt wiederholt die Abstimmungstabellen auf. Die fatale Zahl bleibt immer dieselbe. Sind es 10 000 Stimmen? 5000? Sind es die 1117 der „echten" Polen? Ach was! Es sind genau 2 — in Buchstaben zwei! — Stimmen! In hunderteinundzwanzig,

*) Der polnische Hauptvertreter in Versailles.

vom künftigen polnischen Nachbar bedrohtesten Grenzgemeinden erklären sich unter achtundzwanzigtausendsechshundertsiebenundzwanzig abgegebenen Stimmen zwei für den polnischen Staat. Zufällig kennt man die Besitzer dieser beiden Stimmzettel. Es sind zwei von den Polen gekaufte deutsche Sozialdemokraten, die für diesen Landesverrat, wie behauptet wird, aus der Partei ausgeschlossen wurden. Die Bauern dieser Gemeinde haben diese Abstimmung als eine Unverschämtheit aufgefaßt, sich deutsche und gar erst polnische Redner verbeten. Einsprachige und zweisprachige Deutsche, Ansässige und Zurückgekehrte, Mann für Mann und Frau für Frau, ohne eine einzige Ausnahme — denn zwei gekaufte Landesverräter werden sich ja wohl auch selbst die Polen nicht anrechnen — erklären sich für ihr geknechtetes, ausgepreßtes, von der ganzen Welt verleumdetes, in Tributsklaverei gestoßenes deutsches Vaterland. Eine unvergängliche deutsche Ehrenurkunde der hunderteinundzwanzig Gemeinden des ostpreußischen Kreises Oletzko!

Zählen wir die Stimmen des masurischen Kernlandes, des Kreises Lötzen mit seinen 116 Gemeinden aus. Es sind 29 387. Erinnern wir uns einen Augenblick, daß diese Masuren einen polnisch-masurischen Dialekt reden. Sprachlich stehen sie den Polen näher als die Kaschuben, die zwecks Bildung des polnischen Korridors als echte Polen auf den gefälschten polnischen Karten angegeben waren und ungefragt zu Polen verschoben wurden. Von den fast dreißigtausend Menschen dieser hundertsechzehn masurischen Gemeinden werden sich doch wohl — wir sind schon bescheidener geworden — dreitausend für den neuen sprachlich verwandten polnischen Staat erklären. Wir suchen nach diesen 3000 Stimmen. Wir finden nicht tausend, nicht 100, nicht 10. 9 Stimmen — in Buchstaben neun! — und nicht eine einzige mehr wünschen künftighin von ihren polnischen Brüdern regiert zu werden. Ob der polnische Raub von Versailles ein Verbrechen ist?

Da ist noch ein echt masurischer Grenzkreis Johannisburg mit 198 Gemeinden, in denen 34 050 Stimmen abgegeben werden. Wir werden noch viel, viel bescheidener und fragen, ob wir vielleicht diese fünfzig Stimmen, die das vierunddreißigste Tausend übersteigen, auf das polnische Staatskonto schreiben dürfen!? Vergessen wir nicht: es ist die letzte Entscheidungsstunde für die Zukunft dieser Männer und Frauen, ihrer Kinder und Kindeskinder. Erinnern wir uns an diesem 11. Juli 1920, daß nun das „polnische Masuren" endlich als „erlöste Tochter zur großpolnischen Mutter heimkehren" kann, wenn ... Ja, wenn zum Beispiel von diesen 34 050 Johannisburger Kreisstimmen sich 17 050 für Polen erklären. Es sind nicht — die Tabelle liegt vor uns — die so ganz, ganz bescheiden gefragten 50 Stimmen. Es sind nicht 30, es sind nicht 15. In Buchstaben vierzehn Stimmen bestätigen dem hochgelehrten polnischen Geschichtsschreiber Dr. Kentrzynski seine tiefgründigen Forschungen über Masuren, daß diese Landschaft „rein polnisch" ist. Ob die polnischen Sachverständigen in Paris, die hochgelehrten tiefgründigen Professoren, auch heute noch zu ihrer „polnischen" Wissenschaft stehen?

Genügen diese Proben ostpreußischer Abstimmungsurnen?!...

Als dieser fast hundertprozentige deutsche Sieg bei der Hohen Interalliierten Kommission in Allenstein bekannt wird, gibt es verschiedene Gesichter und Stimmen. Der Japaner schweigt und lächelt. Der Franzose empört sich und schreit „C'est incroyable“ — „das ist unglaublich!“ Der englische Major schlägt auf den Tisch und bekennt: „Nun haben die dreckigen Polen den Sieg des Rechtes doch nicht hindern können!“ Der italienische Marchese tut die klügste Äußerung: „Wo waren da eigentlich die Sachverständigen von Versailles?“

Aus: „Lebenskampf der deutschen Ostmark“.
Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Besatzungsnöte im Westen

Von Heinz Steguweit

Ende November durfte ich nach bestandener Prüfung Alleinherrscher auf der Ponte werden, im Rhein von Mostheim kannte ich jetzt jeden Kringel und jeden Kieselstein.

Mit dem Geld wurde es immer schlechter. Ich verdiente alle Tage mehr, doch reichte manchmal die Einnahme von zehn Stunden nur für ein halbes Roggenbrot. Wollten Franzosen aufs rechte Ufer, blieben sie den Fahrpreis schuldig. Mahnen durfte ich nicht, Papa Wendland hatte es mir verboten. Einmal wagte ich dennoch, meine Taxe zu fordern, da brannte mir der Lümmel mit gemeiner Wut seine Reitgerte ins Gesicht. Ein Offizier! Sein Putzer spuckte mich an, er hatte etwas gelernt. Ich duldete es, ich hatte Frau und Kind. Auch hörte ich in der Sonntagspredigt, daß jedes Erdulden ein Opfer und jedes Opfer eine Gnade sei.

Der alte Ortskommandant wurde versetzt, er sollte sich nicht bewährt haben. Sein Nachfolger, der dritte schon seit 1918, begann seine Tätigkeit im Sinne der neuen Parolen: Am Heiligen Abend mußte der Küster Gottlieb Donatus, Vater von nunmehr sechs unmündigen Puten, innerhalb fünfzehn Minuten wiederum sein Bündel packen. Frohe Weihnachten. Man schob ihn ab ins unbesetzte Deutschland. Ursache: Einer seiner Jungens hatte dem Ortsbonzen die Zunge gezeigt. Mon Dieu, provocateur, provocateur! Die Früchte des Sieges gerieten in Gefahr! Der jour de gloire war arrivé!*) Dabei hatte sich die Küsterfrau noch verzweifelt vor dem Würdenträger der großen Nation auf die Knie geworfen. Was aus ihren Kindern werden sollte! Ob der Herr Ortskommandant nicht auch römisch-katholisch sei...!

Das unselige Menschenkind. Maria nahm sich den ältesten Buben ins Haus, mehr konnten wir nicht tun, seitdem schuftete ich für vier.

---

*) Der Tag des Ruhmes war gekommen.

Und bei Lorch brach der Nollichberg auseinander, als empörten sich die Steine und Felsen der Landschaft.

Die Tage glichen sich wie welke Blätter, das Weihnachtsfest ging vorüber, die Silvesternacht ebenfalls, wir kauften uns keinen Kalender mehr. Was hatte er für einen Zweck? Wir rechneten nur noch nach Blüten und Trauben, nach Most und Eisschollen. Eines Abends kam ich mit 200 Mark heim; ich hatte eine amerikanische Vergnügungsgesellschaft über den Strom gesetzt. Die Leute wollten sich auch einmal die Schlachtfelder Deutschlands betrachten. Maria rannte am nächsten Morgen nach Bacharach, um ein Paar längst notwendig gewordene Schnürschuhe zu kaufen, aber das Geld langte nur noch für zwei Holzpantinen, die man am Waschtrog tragen konnte.

Und alte Rentner kamen, frühere Hausbesitzer und Geschäftsleute. Sie boten Kleider, Sessel, Grammophone und Standuhren feil, um einen Eimer Kohlen oder ein paar Kartoffeln zu erben. Die Zeitung schrieb, es würde noch viel toller werden ...

Die Franzosen saßen jetzt auch in Frankfurt, ihre Maschinengewehre funkten durch die Straßen. — Dies las ich in den gleichen Tagen in einem heiligen Buch:

Der gerechte Sieger freuet sich seiner Gnade und erlöst sich durch Milde!

Es kamen abermals Wochen, die man nicht zählen durfte. Wochen, die man wie leere Schlacken hinter sich warf, weil sich die Seele im Hader der Stunden verbrannte. Man wurde leuteschеu, man ging dem Wandspiegel aus dem Wege und war zu traurig, um noch trauern zu können. Keiner wagte einen Fluch, alles wurde den Franzosen verraten; es wimmelte von Spitzeln im Land. Wochenlang rollten die Karawanen der Eisenbahnen mit Kanonen und Truppen dem Norden zu, um die Zechen an der Ruhr und das halbe Westfalenland zu pfänden. In Essen streikten die Kumpels, — man schoß sie mit Maschinengewehren zu Brei. Viele Tote. Zuchthaus für die Verwalter der Kruppwerke. Es hagelte Ausweisungen, in Düsseldorf wurde Schlageter verraten und gefaßt, und während das Militärgericht seinen Tod beschloß, reinigten sich die Offiziere die Fingernägel. Arbeitslose feierten nach Legionen, das Reich zahlte Gelder für die Ruhrhilfe aus, ein Gnadenwerk, das manch einer mißbrauchte. In Mostheim verfaulte die Weinlese, weil die Fässer vom letzten Jahr noch nicht verkauft werden konnten.

Eines Morgens kam die große Vergewaltigung: Der Rhein spülte wieder über die Uferwiesen, am Gasthaus zum „Goldenen Anker" wehte die grün-weißrote Flagge der Sonderbündler. Die Franzosen hatten, da Adam Anker tot war, einen neuen Ortsvorsteher bestellt, einen wildfremden Patron, der als erste Amtshandlung die Entwaffnung der deutschen Landjäger verfügte und allen Mostheimern durch Plakate zu wissen gab, daß man ihm, dem Funktionär der Rheinischen Republik, gehorchen müsse. Wieder einmal sollte Ruhe die erste Bürgerpflicht sein; alle Zeitungen, die den Protest der deutschen Regierung gegen die gefährliche Komödie abdruckten, wurden

beschlagnahmt und verbrannt. Wir sollten nicht schreien dürfen, da man uns Schmerzen machte. Wir sollten nicht Luft holen dürfen, da man uns erstickte. Alle Redakteure, die das von den Rheinfranken verkündete Recht der freien Meinung für sich in Anspruch nahmen, konnten ihre Koffer packen und ewigen Urlaub im unbesetzten Reichsgebiet nehmen. Dem Pastor von Mostheim war befohlen worden, von der Kanzel herab acht Tage lang in jeder Messe das Manifest der Föderalisten zu verlesen. Der Geistliche lehnte, so alt und gebrechlich er war, diese Zumutung tapfer ab, und als ihn der neue Ortsvorsteher beschimpfte, beförderte er den Fremdkörper dergestalt an die Luft, daß er ihn mit der rechten Hand am Hosenboden und mit der linken am Kragenrand durch die Haustür stieß.

Um 12 Uhr mittags wurde der Priester verhaftet, mit dem Ziemer gezüchtigt und dann mit der Regie-Eisenbahn, von Poilus eskortiert, nach der englischen Zone abgeschoben.

Aus: „Der Jüngling im Feuerofen". Langen-Müller, München.

Zweiter Teil

I. Vom deutschen Volke

Das Pflügen

Von Paul Ernst

Dem Wagen aufgeladen Pflug und Egge,
die Ochsen vorgespannt der Bauer fährt.
Der Tau hängt auf dem Feld in Spinneweben,
und Nebel kalt zieht übern Boden hin.

Der Bauer hängt die Ochsen vor den Pflug
und legt die Leine um den Hals und pflügt.
Den Kopf geneigt die Ochsen ziehen; es stemmt
mit beiden Armen auf den Sterz der Bauer.
Den Kopf geneigt die Ochsen langsam ziehn.
Es schneidet in die Erde blank die Schar.
Die Scholle windet sich und dreht sich um.
Feucht glänzend, bröckelnd liegt die Scholle da.
Mit Flügeln schwer fliegt eine Krähe an
und setzt sich auf das Umgepflügte schwer
und sucht und hackt. Nun eine neue Krähe.
Die Krähen ordentlich und langsam gehn.
Die Ochsen ziehn. Der Bauer stemmt sich auf;
zum Boden blicken Mensch und Vieh und gehn;
langsam die Scholle windet sich und bröckelt
und legt sich glänzend um und liegt und harrt.

Aus: „Beten und Arbeiten". Langen-Müller, München.

Unsere Monatsnamen

Von Hermann Löns

Wir sind so arm geworden, daß wir es gar nicht mehr merken. Wir reisen nach Kilometern; wir messen und wägen nach Metern und Zentimetern, Kilos und Gramms und dünken uns groß und stolz, daß wir, anderen Leuten zu Gefallen, ihr langweiliges, ödes, nüchternes, begriffloses Maßwesen an-

nahmen. Den Groschen und den Taler geben wir hin für Bezeichnungen von blechern klapperndem Klang, wir allzu gefälligen, viel zu entgegenkommenden Dummköpfe. Denn dumm, sehr dumm ist ein Volk, das etwas Gutes, Bewährtes, Altes von Klang und Farbe für etwas Neues hingibt, bloß weil eine lebendige Rechenmaschine, die vom Zweckmäßigkeitswahne befallen ist, das für nötig, nützlich und angenehm hält. Aber warum sollen wir nicht nach Kilometern reisen, anstatt nach Meilen, nicht nach Metern und Zentimetern messen, statt nach Elle oder Fuß und Zoll, nicht nach Kilo und Gramm wägen, statt nach dem Pfunde und dessen Teilen, nicht nach Markstücken und Nickeln, statt nach Talern und Groschen, da wir doch sogar seit Jahrhunderten die Teile des Jahres so benennen, wie es der römische Glatzkopf tat, dieses leuchtende Beispiel für alle nüchternen Erfolganbeter? Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, Oktober, November, Dezember: diese Bezeichnungen, klanglos und unbegreiflich für unser Ohr, gebrauchen wir Tag für Tag und denken uns nichts dabei, weil wir uns eben dabei nichts denken können.

Einst hatten wir Namen für die zwölf Monde, bei denen wir uns etwas denken konnten. Sie bestanden nicht aus Papier und Blech: sie hatten Leben und Farbe, blühten wie die Blumen am Rain und ragten wie die Eichbäume des Waldes. Auf dem Boden unserer innersten Eigenart waren sie gewachsen; sie flüsterten uns zu von verborgener Weisheit und rauschten kostbare Geheimnisse. Mit dem herben Hartung begann das Jahr; er erzeugte den milderen Hornung; diesem entsproß der ahnungsvolle Lenz, der zum eisbrechenden Ostermonde hinüberführte; der bunte Wonnemond löste ihn ab, die Zeit der Blumen und der jungen Liebe, nach dem der lachende Brachet in das Land zog, um Kraft zu sammeln für den Heuert und Aust, in denen das Gras fiel und das Korn sich der Sichel beugte. Der Scheiding, der Meiding, trennte den Sommer vom Herbst, der mit dem fröhlichen Weinmonde begann und im mürrischen Gilbhart, dem brummigen Nebelung, Laubriß und Nachtfrost brachte, bis im Julmond, dem Weihemond, die stille Zeit kam, da die Arbeit ruhte im weißverschneiten Land.

Sind das nicht Namen, die wie Buchenlaub flüstern und wie Eichbaumkronen? Um die es summt und knistert wie Bienengesumme und Flattergefalter? Die Farbe und Gestalt haben, wie Blumen am Rain und Blüten im Felde? Gesichter mit redenden Augen, wie Menschen unserer Art? Hunderttausend Male mehr sind sie wert, als die römischen Einfuhrwaren aus dünngewalztem Blech, die wir dankbar und bescheiden hinnahmen, als wir sie in welscher Strohpapierverpackung ins Haus geschickt bekamen, und die nicht mehr wert sind als leere Einmachbüchsen.

Darum ist es Zeit, daß wir sie auch wie solche behandeln und dahin schaffen, wohin sie gehören: auf den Abladeplatz für Kehricht und Zivilisationsschutt! Lange genug hat es uns vor den Füßen herumgelegen, hat es uns mit seiner Nichtsnutzigkeit und Hohlheit geärgert, dieses alte Blechgerümpel; nun, wir

sind es gründlich satt. Darum, Freunde und Brüder, gebt dem Müllwagenmann ein Trinkgeld, daß er uns den Kram vom Hofe besorge! Wir wollen gar nichts dafür haben; wir sind froh, wenn wir ihn los sind, von Herzen froh.

Aus: „Für Sippe und Sitte". Sponholtz, Hannover 1924.

Weihnachten

Von Paul Ernst

In einer großen Stadt das Weihnachtsfest.
Durch Schnee und Nebel trüb Laternenschein;
die Straße glatt und naß, und fröstelnd eilt
unmutig seinen Weg das arme Volk.
In einer Nebenstraße eine Frau
ein Bäumchen trägt. Sie öffnet eine Tür,
die schwer und ächzend sich bewegt; ein Flur,
schmutzig, ein Gasarm, flackernd trübes Licht.
Die Frau die ausgetretnen Stufen steigt.
Die Luft ist übel. Vorbei an Tür und Tür.
An jeder Türe viele Namen stehn.
Die Frau beugt sich und alle Namen liest.
Die letzte Treppe. Sie steht vor einer Tür.
Das ist der Name. Sie zieht den Klingelknopf.
Sie hört, wie eine Tür sich öffnet. Schnell
ein Kind läuft her. Die Kette vorgelegt,
zu einem Spalt die Tür geöffnet schmal.
„Zu wem?" die Kinderstimme ängstlich fragt.
Die Frau den Namen nennt. Da sagt das Kind:
„Die Mutter ist doch nicht zu Hause jetzt."
Die Frau: „Der Weihnachtsmann hat mich geschickt.
Laß mich nur ein." „Wer ist der Weihnachtsmann?"
Das Kindchen fragt. Die Frau: „Den kennst du nicht?
Weißt du, daß heute Weihnachtsabend ist?"
Das Kind verlegen schweigt. Da sagt die Frau:
„Wenn Kinder artig sind, der Weihnachtsmann
am Weihnachtsabend kommt, bringt einen Baum
mit Lichtern hell und bringt Geschenke mit,
die teilt er an die art'gen Kinder aus,
und hat er selber etwa keine Zeit,
dann schickt er Leute zu den Kindern hin.
Ich bringe dir den Baum und das Geschenk."
„Was ist denn das für ein Geschenk?" das Kind
mit Zögern fragt. „Das sag ich nicht vorher",
die Frau erwidert. Das Kind schweigt eine Zeit.
Dann sagt es: „Meine Mutter schimpft mich stets,

weil ich nicht artig bin. Der Weihnachtsmann
kommt nicht zu mir. Er hat dich nicht geschickt."
Zuschlagen will das Kind die Tür. Da schiebt
die Frau den Fuß und hält ihn fest im Spalt.
Vergeblich drückt das Kind die Tür und klagt.
Ein Weib, die Nachbarin im Flur wohl, spricht:
„So mach doch auf! Die Dame tut dir nichts.
Das sind so feine Damen in der Stadt,
die machen sich heut abend einen Spaß
und bringen uns Geschenke. Wenn erfährt
die Mutter, daß sie fortgegangen ist,
dann gibt es Hiebe." Es öffnet sich die Tür;
da steht das Kind ängstlich verlegen da.
Das Weib der Fremden weist die Stubentür.
Ärmlich die Stube. Ein Lager schlecht im Eck.
Ein Tisch, zwei Stühle. Lumpen am Hakenbrett.
Mit hungrig großen Augen steht das Kind
und starrt. Die Ärmchen fallen schlaff herab.
Die Fremde wischt den Tisch mit einem Tuch
und stellt das Bäumchen drauf. Da ist ein Korb.
Aus dem holt sie die Lichter vor. Sie klemmt
die Lichter in die Zweige ein. Nun packt
sie weiter aus. Das Kind steht stumm und schaut.
Pakete liegen auf dem Tisch. Die Frau
nimmt ein Paket und wickelt auf. Da hält
sie eine Puppe in der Hand und zeigt
dem Kind sie hin und lachend sagt: „Da nimm!"
Da sieht das Kind ihr ängstlich ins Gesicht
und rührt sich nicht. Sie faßt des Kindes Hand,
die schlaff sich läßt, hinein die Puppe drückt.
Kaum greift die Hand. Noch immer starrt das Kind.
Dann sieht es wieder auf die Puppe hin,
und plötzlich drückt die Puppe an die Brust
und kehrt und huscht zur Ecke, drückt sie ein,
fest an die Wand den Kopf, und nieder blickt.
Die Flurtür wird geschlossen, öffnet sich,
im Flur sind Schritte, nun klinkt es an der Tür,
die öffnet sich, die Mutter tritt herein.
Die Fremde steckt die Lichter an am Baum.
„Was wollen Sie bei mir?" die Mutter sagt.
„Ich brauche Ihre Bettelware nicht.
Mein Mann hat gut verdient. Nun ist er tot.
Erschossen ist er von der Polizei."

Sie geht zum Tisch, sie hebt die Hand, sie will
das Bäumchen fassen. „Witwe bin auch ich,"
die Fremde sagt. „Es fiel mein Mann im Krieg.
Drei Söhne hat ich, gut, gesund und klug.
Sie sind im Krieg gefallen. Auch für Euch
im Krieg gefallen Mann und Söhne sind."
Das Kind in seiner Ecke umgedreht
hat sich schon längst. Es hält die Puppe fest
und sieht die beiden Frauen ängstlich an.
Die Mutter sagt: „Auch mein Mann war im Krieg."
Dann steht sie stumm und auf die Erde schaut.
Das letzte Licht steckt nun die Fremde an.
Die Mutter sagt: „In frühern Jahren wohl
war auch bei uns ein Weihnachtsbaum im Haus.
Wir haben auch gesungen unterm Baum.
Das hat man in der Schule doch gelernt."
Da faltet ihre Hände still die Frau.
Sie sagt: „Nun seht Euch meine Kleider an.
Ich bin so arm wie Ihr. Nun stimmt mit ein."
Sie singt: „Vom Himmel hoch, da komm ich her."
Die Mutter preßt die Lippen, nieder blickt.
Neugierig sieht das Kind zur Fremden auf.
Die singt: „Ich bring Euch neue gute Mär."
Verstohlen faßt das Kind der Fremden Hand,
hält in der andern Hand die Puppe fest,
blickt hoch, ins Auge sieht der fremden Frau.
Die Mutter aber greift nach einem Stuhl,
und eine Träne rinnt ihr durchs Gesicht,
das knochig, hart, vergrämt und häßlich ist.
Da strafft sie sich und hebt den Kopf und schließt
die Augen, in das Lied der Andern fällt
und singt: „Der guten Mär bring ich so viel."
Die Tür geht leise auf. Es drängt im Flur
sich Kopf an Kopf von viel elendem Volk,
das arm verbittert hier in Jammer haust.
Zaghaft fällt eine neue Stimme ein
von einer Frau. Nun singt ein alter Mann.
Noch neue Stimmen. Vers nun klingt um Vers.
Es singt: „Der Sammet und die Seiden dein."
Die Lichter flackern „Heu und Windelein".
Es weint: „Darauf du, König, groß und reich,"
es schluchzt: „Herprangst, als wär's dein Himmelreich."

Aus: „Beten und Arbeiten". Langen-Müller, München

II. Aus germanischer Vorzeit

Die Germanen

Von Hjalmar Kutzleb

Die Scheidung des indogermanischen Urvolkes in einzelne Stämme wird um 2500 v. Chr. angesetzt, also in die ausgehende Steinzeit. Von da ab ungefähr dürften wir also bereits von Germanen reden. Aber einigermaßen deutlich zeichnet sich dies Volkstum des Nordens nach Grenzen und Eigenart erst in der frühen Bronzezeit von den Nachbarn ab. Seine Westgrenzen lagen in der frühen Bronzezeit nördlich des Harzes und östlich der Unterweser. In Ostdeutschland hatte es Schleswig, Holstein, Mecklenburg, Pommern und das Gebiet der Niederweichsel inne, außerhalb Deutschlands Dänemark, Skandinavien mit Ausnahme des nördlichen finnischen Gebietes und die westlichen Eilande der Ostsee, Oland, Bornholm und Gotland. Im Laufe der Bronzezeit dehnten sich die Germanen zunächst nach Westen aus, überschritten die Weser, setzten sich nach und nach in Westfalen fest und erreichten etwa um 500 bereits die Kölner Bucht und den Niederrhein. Zwischen Weser und Rhein verdrängten sie Stämme, in denen man die spätere belgische Gruppe der Kelten erblicken darf, die noch Cäsar als den Germanen besonders nahestehend und teilweise mit ihnen gemischt bezeichnet.

Der Germane sitzt als Viehhalter und Bauer mit seinen Gesippen in Dörfern zusammen. Sein Haus ist ein Dachhaus. Aus Steinen wurde ein gevierter, niederer Sockel wallartig errichtet und auf ihn das Sparrenwerk des Daches ohne Einschaltung einer senkrechten Wand gesetzt, wobei der schräge Schub der Sparren durch schwere Steine als Widerlager abgefangen wurde. Die Tür lag an der Giebelseite, die Rückwand dürfte abgewalmt gewesen sein.

Der Acker der Germanen war auch in Skandinavien noch vor allem mit Weizen und Hirse, daneben mit Gerste bestellt. Von Obst ist wohl nur der Apfel schon gezüchtet worden. Wie beliebt und gefeiert er war, bezeugen die Märchen und Sagen bei den Indogermanen. Die Äpfel der Hesperiden wie der Idun, der Apfel der Eris und der Apfelbaum der Frau Holle; es zeugen aber auch die vielen Ortsnamen, die dem Apfelbaum gelten. Daneben haben Wildfrüchte eine erwünschte Zukost geliefert. Von Gemüse scheinen Möhre und Lauch schon sehr frühe angebaut worden zu sein. Lein als Gespinstpflanze war nicht, wie man lange angenommen hat, gänzlich unbekannt, doch lieferte das weitaus wichtigere Gespinst die Wolle. Das Feld wurde mit Pflug und Rind bestellt. Häufiger Wechsel zwischen Anbau und Brache war notwendig, da sich der ungedüngte Boden rasch erschöpfte; Brache mit Weidegang frischten ihn auf. Die Besiedelung beschränkte sich auf die Striche, die von Natur ganz oder nahezu waldfrei waren; von Rodung in größerem Umfang kann noch keine Rede sein. Sobald der Menschen zu viele wurden,

begann der Strom der Auswanderung zu fließen, der auf gewaltsame Landnahme ausging. Die ersten Schwärme germanischer Auswanderer mögen bereits unter den Scharen gewesen sein, die in der ausgehenden Steinzeit gen Osten und Süden zogen.

Von den Bestattungen haben uns die in Baumsärgen (besonders häufig in Südjütland) wertvolle Kenntnis von Tracht und Geräten vermittelt, weil das Holz des Eichensarges und anmooriger Boden die Zerstörung des Toten und seines Zubehörs oft verhütet haben. So bei einem Frauengrab. Die Tote war in ein Fell eingeschlagen; gekleidet war sie in eine Jacke mit halblangen Ärmeln und einen kurzen Fransenrock, genauer in ein Stück Tuch, das zweimal auf den Leib geschlagen war und durch einen Tuchgürtel über die Hüften gehalten wurde ... An den Füßen hatte sie bloß Fußlappen. Neben ihr lag ein verbranntes Kinderskelett in ein Tuch eingeschlagen. Alles Zeug war wollen. Das Haar der Frau war über der Stirn gestutzt, hinten lang und durch ein Nackenband zusammengehalten. Auf dem Gürtel, der mit Bronzeschmuck benäht war, lag ein Kamm. Zu Häupten stand ihr eine kleine Schachtel aus Birkenholz, die leer war, ihr zu Füßen ein birkener Eimer. Er enthielt Reste von Heidelbeeren, Sumpfbeeren, Sumpfporst, Weizen und Honig. Es leidet keinen Zweifel, daß wir die Reste eines Würztranks vor uns haben, wie er noch in geschichtlicher Zeit aus denselben Bestandteilen hergestellt wurde; der Eimer enthielt das „Totenbier". Der Sarg selber stand auf einem Steinlager und war auch seitlich mit Steinen umstellt.

Ein anderer Fund zeigt eine Frau in ähnlicher Tracht, doch trug sie ihr Haar in einem Netz aus Wollfäden.

Die Männertracht bestand aus einem langen Kittel ohne Ärmel, der über dem Bauch durch einen Gürtel zusammengehalten wurde; darunter ist schon vielfach eine kurze Hose getragen worden, dazu ein rechteckiges oder halbrundes Stück Tuch, das als Umhang über die Schulter gehängt und über der Brust zugespängt wurde. Der Umhang hatte oft lange Fransen. Moorleichen aus späterer Zeit tragen mitunter Wickelgamaschen, sonst wurde um den Fuß ein Lappen getragen und der Sohlschuh von der Art der heutigen Opanka bei den Balkanvölkern (breite Ledersohle mit aufgekrempten Rändern und Schnürung um die Knöchel). Auf dem Kopfe trug der Mann die runde Wollkappe, der hernach der Helm in Metall nachgebildet wurde.

Das Gewebe der Zeit zeigt nicht nur einfache Drelltechnik, sondern auch kunstvollere Muster, wie Köper. Bei allen Moorfunden hat der Stoff die rostbraune Moorfarbe mehr oder weniger innig aufgenommen, doch ist eine ursprünglich farbige Musterung so naheliegend, daß wir sie ohne weiteres annehmen dürfen.

Gürtel, Brust und Arme nahmen bei festlichem Auftreten den Bronzeschmuck auf. Der Gürtel ersetzte, wie heute noch in der Tracht des Morgenlandes, die Taschen, doch haben sich vielfach Hängetäschchen gefunden, die wohl in der Regel am Hals, bei Frauen am Gürtel getragen wurden.

Vor dieser reichen und vielfältigen Tracht fällt das Bild des tierhautumschlotterten oder halbnackten Waldungeheuers von Germanen, wie er noch vorlängst in ernsthaften Lehrbüchern ein Lederstrumpfdasein führte, in Staub und Asche. Denn ein Volk, das zwei Jahrtausende vor seinem Eintritt in die Geschichte eine mannigfache Weberei und Schneiderei betrieb, hatte keine Tierfelle als Kleidungsstücke nötig. Um richtig zu erfassen, was der Römer mit seiner Erzählung von den felltragenden Germanen meint, müssen wir die lateinische Vokabel mit Pelz übersetzen. Pelze kannte der Römer nicht, sie fielen ihm auf, und so richtete er mit einem einzigen Worte jene Verheerung an, durch die wir unsere Vorfahren in einem ewigen Maskenkostüm sehen. Aus: „Steinbeil und Hünengrab". Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Der Kaufmann vor dreitausend Jahren

Von Elisabeth Köster

Der Kaufmann ist da! Die Kinder laufen im Dorf umher, in die Häuser hinein, auf die Felder hinaus und rufen es, wo sie nur jemanden sehen. Da kommen sie alle herbei: Frauen mit Tragkrügen, andere Frauen mit großen Weidenkörben am Arm, darinnen Töpfe liegen, große und kleine, runde und gerade, alle aus Ton und noch ungebraucht, Männer mit Fellen von Waldtieren, dazu Kinder in Massen. Schnell kommen sie, einer nach dem andern, laufen auf den Dorfplatz und umstehen den Wagen des Kaufmanns. Das ist ein Fragen, Rufen und Lärmen. „Ruhe!" schreit er endlich, und sein Gesicht wird rot. Dann hält er eine kleine Rede. Salz habe ich und Doppeläxte hab ich und dann noch etwas Gutes im Kasten, darauf der Knecht da sitzt. Wer von euch Felle hat, der melde sich zuerst!"

Weg ihr Weiber! Weg ihr Körbe und Töpfe! Doppeläxte wollen die Männer haben. Der Kaufmann prüft das Fell, ehe er's nimmt; dann gibt er an Doppeläxten, was es ihm wert ist. Dabei geht's so laut her, daß die Kinder stehen und staunen und die Frauen lachen müssen.

„Ohe," ruft endlich eine von denen, die da bei ihren Weidenkörben stehen. „Wir wollen auch unser Teil. Sonst kannst du sehen, wie du je wieder Krüge von uns kriegst. Also her mit der Bronze!" „Laß sehen die Töpfe!" sagt der Kaufmann. Sie reicht ihm mit jeder Hand einen. „Schön sind sie nicht," meint der Kaufmann. „Aber es fällt nichts durch," sagt die Frau. „Rund ist die Öffnung nicht," meint wieder der Kaufmann. „Aber es geht was hinein," sagt die Frau. „Bunt sind sie aber," der Kaufmann. „Das will ich meinen," die Frau. „Wie hast du das gemacht?" fragt er dumm. „Gemalt," sagt sie, „einfach gemalt."

Die Töpfe der anderen Frauen sind ebenso schief und krumm, ebenso schön bunt und ebenso schlecht gemalt und ebenso gut zu gebrauchen. Deshalb kriegen auch alle diese Frauen nicht weniger als die erste, sondern ebensoviel: eine Doppelaxt und einen Krug zurück, mit Salz gefüllt. Nur eine ist da, die

will mehr haben, und schließlich gibt ihr der Kaufmann auch mehr. Sie ist eine Fremde. Einst hat ihr Mann sie von einem Kriegszuge mitgebracht. Sie macht die Töpfe, wie sie's gelernt hat in dem Lande, darin sie aufgewachsen ist. Mit einer Muschel drückt sie Vertiefungen in den Ton, solange er noch weich ist. Das sieht hübsch aus. Und so ist der Schmuck dauerhaft wie der Topf selbst. Zwei Doppeläxte gibt ihr der Kaufmann dafür.

Ein paar Frauen kriegen kein Salz mehr ab, es ist alle geworden. Die sind nun böse auf den Mann mit dem Faß und zanken sich mit ihm. Den Kaufmann kümmert das nicht. Er öffnet die Büchse mit den Kostbarkeiten. Da kommt auch der Schmied gerade, und es wird ein großes Gerede um die guten Dinge. Die eisernen Spangen werden viel bestaunt. Eine Frau sticht sich damit und sagt schnell: „O, wie spitz die Dinger sind! Daraus müßte man ein Messer haben." „Ein Schwert davon!" ruft ein Bursche aus. „Dummes Zeug," brummt ein Alter. Das meinen die andern auch, und nun lachen sie alle über eine so dumme Frau und über einen so dummen Burschen.

Der Alte nimmt sich eine Eisenspange und gibt eine Handvoll Eberzähne dafür, läßt auch einen Krug mit Met kommen und reicht ihn dem Kaufmann hin. Der trinkt, und dann geht der Krug reiheum von Mund zu Mund. Wie schwül ist doch die Luft! „Es wird noch ein Wetter geben," sagt eine der Frauen.

Es ist da auch einer von den Burschen, die heute morgen das fremde Vieh vor dem fremden Volke her und dann ins Dorf getrieben haben. Der sagt jetzt zu denen, die da neben ihm stehen: „Sie haben uns nicht das schlechteste Vieh gegeben." „Sie nehmen sich auch das beste Gras," sagt einer und die andern nicken dazu, machen ein böses Gesicht und murren. „Es scheint ein reiches Volk zu sein," sagt wieder der Bursch. „Ob sie wohl Bernstein haben?" fragt plötzlich der Häuptling. Verwundert sehen ihn die anderen an.

Die älteren Bauern sagen, sie wüßten es wohl noch, daß es früher im Lande Bernstein gegeben. Das sei ein gar kostbarer Stein, schön wie die Sonne; sei auch ein richtiger Stein, aber leicht wie ein Schneeball, und das Feuer könne ihn verzehren. Und einer weiß noch, daß die Fremden damals gesagt hätten, solch einen Stein finde man nur im Wasser. „Hätte ich nur meine Steine noch!" sagt der Häuptling. „Aber da habe ich sie vor kurzem vertauscht gegen Gold und bin sie los." „Nun, Gold ist auch was Gutes," meint der Schmied. Aber der Häuptling sagt: „Bernstein ist schöner. Es war dumm von mir."

Die keinen Bernstein kennen, sind neugierig geworden, besonders der Lange, der immer noch seinen dicken Fuchspelz überm Arm trägt, für den er sich ein Schmuckstück hatte kaufen wollen. Er hat aber keines erhandelt, denn was ihm schön genug gewesen ist, das hat er nicht bekommen können für den einen Fuchspelz, und was er dafür hätte bekommen können, das ist ihm nicht schön genug gewesen. „He, Kaufmann," ruft er, „hast du keinen Bernstein? So ein seltsames Ding möcht ich wohl haben." „Ich auch!" klingt es nun durcheinander.

„Ich will gehen," sagt endlich der Kaufmann, „und sehen, ob diese Fremden Bernstein haben. Wenn sie so reich sind, ist es doch möglich, daß sie Goldschmuck von mir nehmen und mir Bernstein dafür geben. Nachher könnt ihr bei mir kaufen." „Nur zu! Nur zu!" rufen sie alle. „Halt!" gebietet aber der Häuptling. „Allein sollst du nicht gehen; denn unser ist das Land, und das ist fremdes Volk. Männer, wer geht mit ihm?" Nur der Lange ist bereit dazu. Niemand hat etwas dagegen, daß er mitgeht. So gehen die beiden weg durch das Dorf in den Wald, hinter dem das große Grasland liegt.

Die Frauen und Knechte mit ihren Körben und Töpfen gehen auch weg, zurück an die Arbeit. Nur die Männer bleiben beisammen. Sie setzen sich auf die Erde oder auf die Baumstämme, die unter den Linden liegen, und reden noch viel über das andere Volk. Die Burschen, die das fremde Vieh mit hergetrieben haben, sind nicht so schlecht darauf zu sprechen wie die Väter. „Wo es bloß hin will, dies Rindervolk!" sagt einer von den Vätern. Darauf ein Bursch: „O, wie sagten sie zu uns! In ein Land soll es gehen, wo nie am Tag der Himmel düster wird, und Bronze würden sie da nicht tragen — nur Gold!" „Lügen! Lügen!" rufen die Väter, und der Schmied sagt: „Wolken haben die Götter so viel, daß sie überall welche hinschicken können. Aber Gold. das gibt es nicht so viel, daß sich jeder davon was anhängen kann."

Der Häuptling ist ernst und spricht: „Ins Elend geht, wer das Land seiner Väter verläßt. Freue sich jeder, der bleiben kann, wo er geboren ward."

Aus der Sammlung Geschichte in Erzählungen,
Heft 4: „Das Wandervolk". (Gekürzt.) Beltz, Langensalza.

III. Um Leben und Wachsen des Volkes

Die Menschenrassen

Von Dr. M. Staemmler

Habt ihr schon einmal darüber nachgedacht, ob es auch unter den Menschen verschiedene Rassen gibt?

Machen wir einmal einen kleinen Ausflug nach Afrika. Sind das dieselben Menschen wie wir, die dort wohnen? Ich meine nicht die, die von Europa dort eingewandert sind, sondern die ursprünglich in Afrika gewohnt haben, die Ureinwohner. Sie haben eine schwarze Hautfarbe, schwarzes, krauses, lockiges Haar, haben eine flache Stirn, wulstige Lippen. Möchtet ihr so aussehen? Ich denke: nein.

Der gehört zu einer ganz anderen Rasse als wir. Denn daran erkennen wir ja eben die Rassen, daß sie ganz bestimmte äußere Merkmale haben, die immer wieder bei ihnen vorkommen. Und wie sie äußerlich von uns ver-

schieden sind, so sind sie es auch in ihrem Innern. Sie haben zwar dieselben Organe wie wir, aber ihr ganzes Denken und Fühlen ist anders als bei uns.

Und nun fliegen wir mit dem Zeppelin weiter und kommen nach Ostasien. Seht euch nur einmal die Einwohner von China und Japan an! Sie sind nicht weiß von Hautfarbe, sondern gelb. Sie haben kleine geschlitzte, schiefstehende Augen, breite Backenknochen, schwarze, strähnige Haare. Sie haben eine ganz andere Sprache als wir, sie haben andere Gewohnheiten und Gebräuche und sind eben auch wieder von uns verschieden, sind eine andere Rasse als wir.

Und dann denkt einmal an eure Indianergeschichten! Rothäute werden die Ureinwohner Amerikas genannt, weil ihre Hautfarbe braunrot ist. Sie nennen uns Bleichgesichter; sie empfinden, daß wir ihnen fremd, daß wir etwas ganz anderes sind.

Wieder andere Rassen sehen wir in Australien, auf den indischen Inseln und in anderen fernen Weltteilen.

Ihr seht also, es gibt auch unter den Menschen verschiedene Rassen, die wir in erster Linie nach ihrer Hautfarbe unterscheiden.

Wie sieht es denn nun in Europa aus? Sind alle Menschen in Europa von der gleichen Rasse? Sie haben alle die weiße Hautfarbe, gehören also wohl zu einer gemeinsamen Gruppe von Rassen. Und doch kann man auch bei ihnen verschiedene Einzelrassen unterscheiden.

Reisen wir aber einmal in Europa und sehen uns die Menschen an. Zuerst kommen wir nach Schweden: Hier sehen wir meistens große, schlanke Menschen mit blonden Haaren und blauen Augen, schöne Gestalten, an denen wir unsere Freude haben. Die sehen so aus, wie wir uns die alten Deutschen vorstellen.

Und ganz Ähnliches finden wir in Dänemark, in Norwegen, in England. Und wenn wir nach Norddeutschland kommen, an die Küste der Nord- und Ostsee, nach Schleswig-Holstein, Friesland, nach Pommern, Ostpreußen, da sehen wir wieder, daß diese großen, schlanken, blonden Menschen die Mehrzahl bilden.

Sie stellen eine ganz bestimmte Rasse dar, und weil diese Rasse in den nordischen Ländern ganz besonders häufig ist, darum nennen wir sie „nordische Rasse".

Und nun schaut euch einmal in eurer Umgebung um; wo ihr auch wohnen mögt, in Norddeutschland, in Mittel- oder Süddeutschland: immer wieder werdet ihr diesen großen, blonden Männern und Frauen und Jungen und Mädchen begegnen. Sie haben blaue Augen, eine freie, offene Stirn. Und wenn wir sie sehen, so haben wir das Gefühl: Die haben „Rasse".

Und dann reisen wir weiter, kommen nach Italien, Spanien und Portugal. Gewiß gibt es auch hier solche nordische Gestalten, aber man trifft sie viel seltener. Die meisten Menschen sind kleiner und zierlicher, sie haben schwarze Haare und eine hellbraune Hautfarbe. Im Sommer sehen sie ganz braun gebrannt aus. Und ihre braunschwarzen Augen, die blitzen in den Gesichtern.

Beweglich sind sie und lebhaft, und sie lachen und singen und nehmen das Leben nicht so ernst wie der nordische Mensch. Wir nennen diese Rasse die westische oder, weil sie besonders um das Mittelmeer herum wohnt, die Mittelmeerrasse. Bei uns sehen wir sie nur selten.

Wenn wir nach Mittel- und Süddeutschland kommen und dann nach dem mittleren Frankreich reisen oder nach Polen, Südrußland, der Tschechei, dann fällt uns ein ganz anderer Menschenschlag auf: Er ist breit, untersetzt, klein, hat ein breites Gesicht, dunkle Haare und dunkle Augen. Das ist die ostische Rasse, die bei uns neben der nordischen wohl am stärksten vertreten ist. Ganz ähnlich sind die Menschen, die wir in Rußland, auch in dem nördlichen Teile, finden. Nur ist bei ihnen die Haarfarbe blond, während die Form des Körpers, des Kopfes, des Gesichtes dieselbe ist. Eine besondere Rasse finden wir weiter in Westfalen; große, kräftige und breite Gestalten, wie unser Reichspräsident von Hindenburg sie zeigt. Blonde Haare, blaue Augen, ruhig und fest und treu stehen sie als Bauern auf ihren Höfen, treu und sicher tun sie ihre Pflicht als Arbeiter und Beamte. Wir nennen sie die „fälische Rasse".

Wenn ich schließlich noch den großen, kräftigen, schwarzhaarigen Menschen nenne, wie er in Bayern, Tirol, aber auch in den Südhängen der Alpen und auf dem Balkan, bei den Serben und Montenegrinern herrscht (er wird die dinarische Rasse genannt, weil er in den dinarischen Alpen besonders häufig zu finden ist), so habe ich die Hauptrassen, die in Europa vorkommen, genannt. Wir sehen also, daß auch die Menschen in Europa, die Weißen, nicht alle von der gleichen Rasse sind, sondern daß man bei ihnen noch eine ganze Reihe von Rassen unterscheiden muß.

Wir sehen weiter, daß diese Rassen in Europa ganz ungleichmäßig verteilt sind. In den nördlichen Ländern (Schweden, Norwegen, Dänemark, England und Deutschland) herrscht die nordische, in Frankreich die ostische und westische, in den Mittelmeerländern die westische, in Rußland und den slawischen Ländern die blonde oder dunkle ostische Rasse.

In jedem Volk kommen Menschen aller dieser Rassen vor, aber in jedem Volk ist eine der Rassen am stärksten vertreten. Deshalb haben wir eine andere Vorstellung vom Engländer und vom Russen, als vom Franzosen oder Spanier, weil in jedem Volk die eine Rasse die vorherrschende, führende ist.

Aus: „Volk und Rasse". Verlag für soziale Ethik und Kunstpflege, Berlin.

Die nordische Rasse

Von Dr. M. Staemmler

Können wir bei den Menschen irgend etwas darüber sagen, ob die Einzelrassen gleich viel wert sind oder ob sie auch Unterschiede in ihrem Wert zeigen? Das ist natürlich immer sehr schwer zu sagen.

Wir beurteilen den einzelnen Menschen nach seinen Leistungen und nach seinem Charakter.

So können wir auch ein Volk oder eine Rasse nach Leistungen und Charakter einschätzen.

Gibt es nun in diesen Beziehungen Unterschiede zwischen den einzelnen Menschenrassen?

Zunächst einmal nach den Leistungen:

Überlegt einmal, was bisher die weiße Menschenrasse hervorgebracht, und was die Neger, die gelbe oder die rote Rasse geleistet haben. Die großen Kulturreiche der letzten zweitausend Jahre, die Reiche der Indier, der Perser, der Griechen und Römer, die Weltreiche der Spanier und alles das, was die Deutschen in der Welt des Geistes, der Wissenschaft, der Kunst und Technik geleistet haben, alles das ist doch ein Erfolg der weißen Rasse gewesen.

Fast alle wirklich großen Erfindungen der letzten zwei Jahrtausende, die gesamte Wissenschaft (die Mathematik und Physik und Chemie, die Sprachforschung, die Medizin, die Philosophie, die Geschichtsforschung) und die meisten Gebiete der Kunst (die Baukunst, die Malerei, die Dichtkunst und Musik) verdanken doch der weißen Rasse ihre Entstehung.

Also darüber kann kein Zweifel sein, daß die Leistungen der weißen Rasse die aller anderen Rassen übertreffen.

Bestehen aber auch zwischen den Einzelrassen, die wir bei uns haben (also zwischen der nordischen und ostischen und westischen usw.), Unterschiede in ihren geistigen Leistungen?

Wenn wir uns einmal die Kunstwerke der alten Griechen und Römer betrachten, so fällt uns daran auf, daß die Menschen, die sie darstellen, ihrem Äußeren nach wie Deutsche aussehen, und wenn wir sie nach ihrer Rasse beurteilen, so sind wir erstaunt, darin Menschen nordischer Rasse zu sehen. Aus solchen und vielen, vielen anderen Beispielen können wir schließen, daß es die nordische Rasse gewesen ist, die diese alten Kunstwerke geschaffen hat. Und die alte Geschichte und Vorgeschichte haben jetzt das eine ganz klar erwiesen, daß es immer wieder Menschen der nordischen Rasse waren, die in andere Länder gekommen sind und dort Kunst und Wissenschaft hervorgebracht und zu der Blüte der Kultur geführt haben.

Die nordische Rasse ist entstanden an der Küste der Nord- und Ostsee vor vielen, vielen Jahrtausenden. Von hier ist sie in Eroberungszügen in die fernsten Länder gekommen. Sie kam vor Columbus nach Amerika, sie kam nach Indien, nach Persien; sie kam nach Griechenland, nach Italien, und überall, wohin sie gekommen ist, da hat sie die anderen Völker unterworfen, hat sich zu ihrem Führer gemacht und mit ihnen zusammen die Kulturen geschaffen. Deshalb können wir das Eine sicher sagen: Die nordische Rasse ist die Rasse, die in der ganzen Welt die klügste und edelste und herrschende ist.

Lange vor der eigentlichen Völkerwanderung hat es schon ähnliche Wanderungen gegeben, die immer wieder den nordischen Eroberer in ferne Gegenden geführt haben, und überall, wohin er kam, erblühte neues Leben. Da wurden

Reiche gegründet, da blühte die Wissenschaft und Technik, da entstand Kultur. Der nordische Mensch ist der eigentliche Kulturträger in der Welt.

Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß die anderen Rassen nichts wert wären. Sie haben mit geholfen, das zu leisten, was in den einzelnen Völkern geleistet worden ist, aber sie waren nicht die Führer, sondern eben die Helfer. Wir sehen also eins ganz klar: Unter allen Rassengruppen ist die weiße Rasse die wertvollste. Und unter den Weißen ist wieder die nordische Rasse die, der wir am meisten zu verdanken haben.

Deshalb sind wir stolz darauf, daß auch unser deutsches Volk ein Volk überwiegend nordischer Rasse ist.

Aber auch im Charakter hat die nordische Rasse eine gewisse Sonderstellung eingenommen.

Der alte römische Schriftsteller Tacitus schildert uns voll Bewunderung die alten Deutschen, die Germanen, die fast rein nordischer Rasse waren. Er rühmt ihren Mut, ihre Treue, ihre Reinheit und stellt diese Eigenschaften den Römern als Musterbeispiele hin. Weil sie so tapfer und treu waren, darum waren sie die geborenen Soldaten. Was in dem Deutschen an Heldentum und ehrlich-treuem soldatischem Wesen drinsteckt, das verdankt er seiner nordischen Rasse.

Aber wiederum soll das nicht heißen, daß nun die Menschen, die äußerlich anders aussehen, diese Eigenschaften nicht haben könnten. Selbstverständlich kann auch ein Mensch, der äußerlich zur ostischen Rasse gehört, ein anständiger, kluger und künstlerisch begabter Mensch sein. Wir dürfen ja bei alledem, was wir jetzt gesagt haben, nie vergessen, daß in den meisten von uns Anteile verschiedener Rassen drin stecken, daß also auch im ostischen Menschen Seelen-eigenschaften der nordischen Rasse wohnen können.

Es ist sogar möglich, daß die künstlerischen Begabungen, also die Begabung für Dichtkunst, Musik, Malerei, sich in anderen Rassen in stärkerem Grade finden als bei der nordischen Rasse.

Wir kommen also zu dem Schluß: Wir Deutschen sind ein Volk überwiegend nordischer Rasse. Das ist die Rasse, die uns zu dem gemacht hat, was wir geworden sind. Das ist die Rasse, der wir am meisten verdanken, auf die wir deshalb besonders stolz sind. Die anderen Rassen sind deshalb nicht minder-wertig, sie gehören mit zu unserem Volke, sie haben ebenfalls viel Gutes geleistet. Aber sie haben die Führung nicht im gleichen Maße inne gehabt wie die Menschen nordischer Art.

Die nordische Rasse ist die Rasse der militärischen und politischen Führer, die Rasse der großen Kaufleute und Wissenschaftler. Aber sie hätte nicht das leisten können, was sie geleistet hat, wenn ihr die anderen Rassen dabei nicht geholfen hätten. So gibt die Rassenmischung, aus der unser Volk besteht, die Grundlage dafür ab, was aus unserem Volk geworden ist, und wozu wir es noch zu bringen hoffen.

Aus: „Volk und Rasse". Verlag für soziale Ethik und Kunstpflege, Berlin.

Der Mensch, der die Rassengesetze verkennt und mißachtet, bringt sich wirklich um das Glück, das ihm bestimmt erscheint. Er verhindert den Siegeszug der besten Rasse und damit aber auch die Vorbedingung zu allem menschlichen Fortschritt. Er begibt sich in der Folge, belastet mit der Empfindlichkeit des Menschen, ins Bereich des hilflosen Tieres. Der Führer.

Ein schwindendes Volk

Von Ihde und Stockfisch

Ein kraftvolles Volk muß in seinem Bestande auch erhalten werden. Das ist nur möglich, wenn es einen hinreichend großen Nachwuchs hat. Wenn in einer Familie nur zwei Kinder vorhanden sind, so sinkt bestenfalls die Bevölkerungszahl nicht. In diesem Falle dürfte die Sterblichkeit nicht größer sein als die Zahl der Geburten. Man hat errechnet, daß jede Familie eigentlich drei bis vier Kinder haben müßte, um das Volk zu erhalten. Da das nicht zutrifft, sind wir ein schwindendes Volk.

Im Jahre 1884 kamen auf jede Ehe durchschnittlich 4,4 Kinder, im Jahre 1927 nur noch 2,2. Insgesamt wurden in Deutschland 1908 an Geburten gezählt 2076600, an Todesfällen 1201100, so daß durch den Geburtenüberschuß das Volk um 875500 Einwohner wuchs. 1932 betrug der Geburtenüberschuß nur noch 220000, d. i. rund ein Viertel jener Zahl. Beim weiteren Schwinden der Geburtenzahl würden wir 1975 nur noch ein 50-Millionen-Volk sein. Dann wären wir ein „Volk ohne Jugend".

Wie sehr dieser Ausdruck zutrifft, ersieht man daraus, daß drei Zehntel aller bis 1932 geschlossenen Ehen kinderlos sind. Selbst wenn ein oder zwei Kinder in jeder Ehe vorhanden wären, würden wir auch weiterhin ein schwindendes Volk bleiben, weil nicht jedes Kind das heiratsfähige Alter erreicht oder nicht zum Heiraten kommt. Setzt man für jede Ehe zwei Kinder an, so wären von 1000 Menschen nach 30 Jahren nur noch 621, nach 60 Jahren noch 386, nach 90 Jahren 240, nach 120 Jahren 149, nach 150 Jahren 92 und nach 300 Jahren nur noch 8 Menschen vorhanden. Diese Rechnung zeigt, daß sich das Volk in 300 Jahren selbst ausgerottet hat.

Für die Beschränkung der Kinderzahl auf ein oder zwei Kinder werden meistens wirtschaftliche Gründe angeführt. Das trifft nicht zu. Der Geburtenausfall begann nach 1870, als es dem deutschen Volke gut ging, und wuchs noch mehr, als es ihm ums Jahr 1910 sehr gut ging. Nicht in den Mietskasernen der Großstädte, nicht in den Arbeiterwohnungen der Kleinstädte und der Dörfer, nicht da, wo der geringe Erwerb kaum zum Unterhalt einer viel-

köpfigen Familie ausreichte, sondern in den Villen und in großen, vornehmen Wohnungen und in Ständen, deren Einkommen das Aufziehen von vier Kindern ermöglicht hätte, hat der Geburtenrückgang zuerst und am stärksten eingesetzt. Später begann die Einschränkung der Kinderzahl auch bei den weniger bemittelten Berufsständen.

Der Geburtenrückgang ist einhergegangen mit dem Anwachsen der Großstädte. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege blühte die Industrie auf. In den gegründeten Fabriken waren viele Arbeiter nötig, die nun vom Lande in die Stadt zogen. Die Mietskasernen der Stadt hatten wenig Raum für eine große Familie; dazu war der gesamte Lebensunterhalt teurer als auf dem Lande. Aus diesem Grunde wurden weniger Kinder aufgezogen. Während 1876 in Berlin auf 1000 Einwohner 47 Geburten kamen, waren es 1913 nur 21, im Jahre 1923 noch 10,4, 1931 nur noch 8,7. In Hannover wurden im Jahre 1900 7382 Kinder geboren, im Jahre 1932 nur noch 4288. Ähnliche Zahlen werden aus anderen Großstädten gemeldet. Großstädte sind also ein Massengrab für die Volksentwicklung. Wenn bislang die Großstädte trotzdem gewachsen sind, so liegt es allein am Zuzug vom Lande her. Das Land ist also der Jungbrunnen für das Volk, weil es noch eine Geburtenzahl von über 20 je 1000 Einwohner hat. Aus diesem Grunde ist es nötig, daß die Stadtbewohner sich entschließen, wieder auf das Land zurückzuziehen. Unsere Regierung hat diesen Weg erkannt und schafft neues Siedlungsgelände durch Urbarmachung von Heiden, Entwässerung von Mooren und durch Aufteilung großer Güter. Dadurch wird Arbeitsgelegenheit geschaffen, die gesunde Ernährung des Volkes sichergestellt und verhindert, daß wir weiter ein schwindendes Volk bleiben.

Das Fehlen der Jugend wirkt sich aber noch in anderer Weise aus. Die deutsche Bevölkerung des mittleren Lebensalters macht heute die Mehrzahl aus. Diese Altersschicht rückt weiter hinauf, ohne daß eine Jugend in mindestens gleicher Stärke nachfolgt. So wird das „Volk ohne Jugend“ zum „vergreisenden Volk“. Das bedeutet für die Alten einen trüben Ausblick auf ihren Lebensabend. Es fehlt die Jugend, die das Alter pflegt und unterstützt; außerdem mangelt es an denjenigen schaffenden Kräften, welche die Beiträge aufbringen für die Alters- und Invalidenversicherung.

Die Jugend vom 1.—15. Lebensjahr verbraucht aber auch Nahrungsmittel, Kleidung, Kinderwagen, Betten, Spielwaren, Bücher und viele andere Gegenstände. Ein „Volk ohne Jugend“ schädigt sich selbst; es nimmt dem Arbeiter, dem Handwerker, dem Kaufmann und der Industrie den Verdienst und trägt dadurch zur Arbeitslosigkeit bei.

Nur durch eine hinreichende Kinderzahl ist ein erbgesundes Volk aufwärts zu führen; Geburtenrückgang aber bedeutet Volkstod.

Aus: „Vom Vater hab ich die Statur“. Beltz, Langensalza.

Warum Luftschutz?

Von Dr. Edgar Winter

„Sag mal, Karl, was will eigentlich der Reichsluftschutzbund? Ich habe in unserem Hausflur heute morgen ein Plakat gesehen, auf dem sich eine Unmenge Flugzeuge über einer Stadt befinden, und unter diesem Bilde steht ein Aufruf an die Bevölkerung zum Eintritt in den Reichsluftschutzbund."

„Wenn ich dir das erklären soll, lieber Erich, dann wollen wir uns gleich einmal eine Karte von Deutschland ansehen. Hier siehst du die Grenzen unseres Vaterlandes, und diese Grenzen liegen vollkommen frei und ungeschützt da, so daß jede Deutschland umgebende Macht mit ihren Soldaten in unser Land einmarschieren kann. Aber noch viel schlimmer als diese Wehrlosigkeit unseres Landes auf der Erde ist unsere Wehrlosigkeit in der Luft. Du mußt wissen, daß die Deutschland umgebenden Militärstaaten zusammen über rund 12000 Kriegsflugzeuge verfügen, während Deutschland nicht ein einziges Flugzeug besitzt. Die Bedrohung Deutschlands durch Militärflugzeuge ist so groß, daß fast alle Teile unseres Vaterlandes von französischen, belgischen, polnischen und tschechischen Fliegern überflogen werden können.

Wie schnell das gehen kann, will ich dir an einigen anderen Zahlen zeigen, das heißt, wenn du solche Zahlen hören willst, in der Schule bist du für Zahlen ja wohl weniger zu haben."

„Das schon, aber hierbei ist es doch ganz etwas anderes."

„Na, schön, Erich, nun spitze mal die Ohren. Berlin ist nach dem heutigen Stand der Fliegerei schon weiter nichts mehr als Grenzstadt, denn die Polen oder Tschechen können mit ihren Flugzeugen schon in einer Stunde dort sein. Und so wie unserer Reichshauptstadt geht es noch vielen anderen deutschen Städten. Dresden zum Beispiel und damit auch das ganze dichtbesiedelte Industriegebiet ist von der Tschechei aus in einer Viertelstunde anzufliegen, das Rhein- und Ruhrgebiet kann von Belgien und Frankreich aus in knapp einer Stunde durch Flieger erreicht werden, Ostpreußen ist in allen seinen Grenzen auch nur höchstens eine Flugstunde von den Feinden entfernt."

„Halt mal ein, Karl, das ist ja kaum glaublich, du meinst also, daß feindliche Flieger schon in einer Stunde über Berlin sein können? Und dabei liegt doch Berlin eigentlich beinahe in der Mitte von Deutschland."

„Wenn das nun zwar auch nach den Abtretungen im Osten leider nicht mehr ganz der Fall ist, so zeigt es dir aber doch, daß es in ganz Deutschland fast kein Fleckchen Erde mehr gibt, das nicht in allerkürzester Zeit vom Feinde angeflogen — und vernichtet werden könnte. Leider ist es eben wirklich so, Berlin ist eine Grenzstadt in flugtechnischer Beziehung, Deutschland aber ist auf Grund seiner geographischen Lage mit das luftempfindlichste Land der Erde. Sieh dir doch einmal die Landkarte hier genau an, sieh mal her, bis zur Grenze im Osten fährst du ja mit der Bahn auch nur knapp drei Stunden; rechne dir doch selbst aus, wie schnell da so ein modernes Kampfflugzeug am Ziele ist."

„Ja, das stimmt. Aber ich habe doch von meinem Vater gehört, daß wir im Weltkrieg die feindlichen Flieger durch eigene Flugzeuge bekämpft haben! Du hast doch auch von unserem Kampfflieger Richthofen, von unseren Pour-le-mérite-Fliegern Bölcke, Immelmann usw. und vor allem von Hermann Göring, unserem jetzigen Luftfahrtminister, gehört, wieviel feindliche Flugzeuge die abgeschossen haben!"

„Durch das Versailler Diktat, welches der Feindbund Deutschland auferlegte, wurde gleichzeitig unserem Lande verboten, Flugzeuge beim Heer und bei der Marine zu halten. Wir mußten 1919 nach Beendigung des Krieges auf Verlangen der interalliierten Kontrollkommission alle Flugzeuge, Flugzeughallen, Motoren, Luftschiffe, Luftschiffhallen, überhaupt alles, was mit der gesamten Militärfliegerei zusammenhängt, vernichten. Wir haben nicht einmal mehr die Möglichkeit, uns gegen feindliche Luftüberfälle zu wehren."

„Das ist doch aber eigentlich eine grenzenlose Gemeinheit; denn schließlich führen doch nur die Soldaten Krieg, also Heer gegen Heer, wenn nun aber die Flieger der Feinde einfach überall über Deutschland Bomben abwerfen, dann geht das doch gar nicht mehr gegen die Soldaten, sondern einfach gegen alles, was eben deutsch heißt."

„Das ist es ja, lieber Erich, es ist einfach grauenhaft, sich auszumalen, wie das im Ernstfall einmal aussehen mag. Führende Generale unserer Gegner haben ja ganz offen erklärt, daß das Ziel eines etwaigen neuen Krieges das sein soll, daß man dem Gegner, also beispielsweise uns, den Frieden auf allerschnellster Weise diktiert, indem man Luftangriffe auf die schutzlose Heimatbevölkerung ausführt. Und daß diese Leute es ernst mit ihren Drohungen meinen, darauf kannst du dich felsenfest verlassen.

Wir haben nicht einmal ein paar lächerlich kleine Polizeiflugzeuge. Aber du kannst versichert sein, wenn sich Österreich jetzt Polizeiflugzeuge anschafft, dann werden wir uns auch welche bauen müssen."

„Na, hat denn der Reichsluftschutzbund etwas mit Polizeiflugzeugen zu tun?"

„Nein, mit Flugzeugen beschäftigt sich dieser Bund nicht. Aber zum Schutz unserer deutschen Volksgenossen ist dem Reichsluftschutzbund die Aufgabe gestellt worden, die Bevölkerung über diese Gefahren aufzuklären, und ihr zu zeigen, wie sie sich bei einem Bombenangriff zu verhalten hat.

Aus: „Hilf mit", Nr. 1, 1933.

Im Arbeitslager

Von Werner Beumelburg

Früh am Morgen bin ich zur Stelle auf einem Punkt über dem Lager. Es ist 6 Uhr 30. Das erste schwache Licht kommt über die Höhen. In den Stuben brennen die Lichter. Die Kaffeeholer laufen hin und her zwischen den Baracken. Der Lagerposten steht im Mantel. Jetzt ruft das Signal zum Morgenappell. Sie treten an. Es wird eingeteilt zum Frühsport. Der Kälte zum Trotz tummeln sie sich im leichten Sportzeug auf der Hindernisbahn. Andere tauchen zum

Waldlauf unter zwischen den Bäumen. Die Hilfsmannschaft für die Küche ist abgeteilt. Nach einer halben Stunde sammeln sich alle zum Frühstück, und dann geht's an die Arbeit. Hier rückt ein Trupp mit Kreuzhacke und Spaten zum Wegebau unten im Waldtal ab. Hier verstaut sich ein anderer Trupp auf einem Lastwagen zur Abfahrt an die entfernte Arbeitsstätte im Grund, wo der Bach reguliert, der Wasserspiegel gesenkt, der Bodenunterschied ausgeglichen wird. Hier rücken sie im Drillichzeug in die junge Schonung zum Aufforsten unter Anleitung des Revierförsters. Nach zehn Minuten liegt das Lager verlassen, und nur in der Küche rumort der Betrieb.

Ich gehe ins Lager hinein, auf dem kürzesten Wege in die Küche. Es gibt heute mittag Erbsen mit Schweinefleisch, ein Liter pro Kopf und noch reichlich Überschuß für die Kapitulanten. Der Koch hat seine Ausbildung in Berlin, Rom und Genua genossen in den ersten Hotels, dann abgebaut, in einem kleinen Restaurant angestellt, wieder abgebaut, einen Privatmittagstisch eröffnet, Pleite gemacht und die letzten Ersparnisse aus einer besseren Zeit verloren. Nun, sage ich, da haben Sie sich von der Küche im Hotel Bristol bis zur Lagerküche hier ein wenig umstellen müssen. Lacht er und sagt, im Gegenteil, ich habe meine alte Arbeit wiederaufgenommen. Er war im Kriege Koch an der Feldküche einer Pionierkompagnie.

Und was gibt es heute abend? Stullen mit Wurst und Butter. Das heißt, nur die ersten drei Stullen mit Wurst und Butter, die zweiten drei nur mit Belag und ohne Butter, von da ab ohne Belag und ohne Butter, bis der Magen nicht mehr will. Es gibt welche, sagt er vergnügt, die bringen es bis auf zehn Stullen.

Ich spreche mit dem Lagerkommandanten. Wir gehen gemeinsam im Lager umher und betrachten alles eingehend. Die Baracken, sagt er, stammen zum Teil von einer Jugendherberge, die früher hier stationiert war. Wir haben sie ausgebessert und neue hinzugebaut, alles nach den modernsten Grundsätzen der Hygiene. Die Verpflegung ist reichlich und kostet 80 Pfennige pro Kopf und pro Tag. Noch niemals hat einer über das Essen geklagt. Kein Wunder, wenn man bedenkt, wie sie daheim haben hungern müssen. Die Bekleidungsfrage ist noch nicht völlig gelöst. Immerhin ist aus Altbeständen der Polizei für jeden Freiwilligen ein sauberer Ausgangsanzug zusammengenäht worden. Nächstens gibt es auch Mäntel. Sie sind nicht mehr ganz neu. Aber wir fangen ja von unten an, nicht von oben. Drillichzeug für die Arbeit ist vorhanden. Decken und Bettwäsche sind aus alten Heeresbeständen beschafft. Der größte Teil der Freiwilligen ist mit Sportzeug ausgestattet, man hilft sich gegenseitig damit aus, man braucht ja nur den Sportbetrieb zeitlich zu verteilen. Der Gesundheitszustand? Vorzüglich. Es besteht ein Abkommen mit dem Arzt im benachbarten Ort. Aber er braucht kaum beansprucht zu werden. Sie sehen ja, wie die Jungens ausschauen. Sie können genau erkennen, wenn Sie einmal darauf achten, welche erst kürzlich eingetreten und welche schon ein paar Wochen dabei sind. Für leichte Krankheitsfälle haben wir eine Revierstube.

Wir gehen in die Handwerkerstuben. Da sitzen die Schneider und nähen

neue Uniformen aus Stoff, den man billig bei einer Textilfirma eingekauft hat. Da sitzen die Schneider, Jungens von zwanzig Jahren. Der Meister hat sie als Lehrlinge und Gesellen entlassen müssen, weil das Geschäft nicht mehr ging. In der Stadt durften sie höchstens Nähte auftrennen und Ärmel zusammensteppen. Hier bauen sie ganze Uniformen vom ersten Faden bis zum letzten Knopf. Schönheitsfehler sind Nebensache. Da sitzen die Tischler, hobeln Bretter für Tische, stehen an der Drehbank und drehen Schemelbeine, bessern Werkzeuge aus und nageln Spinde zusammen. Da hocken die Schuster und setzen Flecke auf Stiefel, die sich diese Wiederauferstehung nicht haben träumen lassen. Da ist die Backstube. Seit einigen Wochen backt das Lager sein eigenes Brot. Draußen ist die Geflügelanlage, vierhundert Hühner, weiße und braune. Demnächst wird das erste Lagerschwein seine Laufbahn beginnen, die zu Ostern, wenn alles klappt, in der Feldküche enden soll. Ein Pferdegespann ist vorgesehen. Wegen der Pachtung von Ackerland sind Verhandlungen mit der Gemeinde eingeleitet.

Wahrhaftig, hier ist eine Familie im Entstehen begriffen. Ein kleiner Staat formt sich nach seinen eigenen wirtschaftlichen Gesetzen, eine Gemeinschaft entsteht auf der natürlichen Grundlage des Bodens und der Arbeit. Hier breiten sich die Wurzeln einer neuen Sauberkeit in der Gesinnung und in der Haltung, die aus sich selbst heraus werbend immer weitere Kreise ziehen und die den Menschen mit einer neuen Lebensfreude erfüllen wird.

Am frühen Nachmittag kehren sie heim von allen Seiten mit Gesang und in gelockerter Marschkolonne. Sie waschen sich und duschen in besonderen Duschräumen. Sie stürmen vergnügt in den Eßsaal, und es erhebt sich das fröhliche Geklapper der Blechnäpfe, bis sich der Dampf der Suppe behaglich auf die Empfindungen legt und bis Schwatz und Geplauder verstummen unter dem gedämpften Klang von hundert Löffeln, die zwischen Suppe und Mund ihre andächtige Bewegung antreten.

Eine Stunde Ruhe. Dann Sport oder gemeinsamer Marsch. Rückkehr ins Lager, Putz- und Flickstunde, Lagerdienst, Abendappell, und schon neigt sich der Tag, Dämmerung und Abendkälte steigen hinter den Höhen herauf. Der Wald hüllt sich in seinen dunklen Mantel. Lichter brennen hinter Fenstern, und dem scheidenden Besucher klingen aus dem Gemeinschaftsraum beim Weg über die Höhe fröhliche Gesänge nach.

Aus: W. Beumelburg, „Arbeit ist Zukunft". Gerhard Stalling, Oldenburg.

Fangt an!

Von Werner Hecht

Ein langgestreckter, graudüsterer Hof: ein Hof wie unzählige andere auch. Und doch ist dieser Hof ein besonderer Hof: denn er kann erzählen von bitterem Leid, von Elend und Sorge und von tausendfältigen Enttäuschungen. Er ist darum ein besonderer Hof, weil er nur betreten wurde mit tiefem Haß und wieder verlassen wurde mit Bitterkeit. Er kann erzählen, dieser Hof, von

Stunden der Zwietracht der Brüder eines Volkes, seine hohen Häuserwände hallten wider von den gellenden Schreien verhetzter Menschen, von Wimmern und Stöhnen der Niedergeschlagenen, die politischer Rache zum Opfer fielen.

Viele Höfe gleichen in Deutschland diesem Hof.

Und doch ist wiederum gerade dieser Hof ein besonderer Hof, dieser Hof des Frankfurter Arbeitsamtes. Denn er war ausersehen, neues Leben, neue Hoffnung hinauszutragen in ein verzweifeltes Volk. Und dieser kleine unscheinbare Hof im Herzen der alten freien Reichsstadt am Main wird dereinst eingehen in die Geschichte eines neuen Reiches, wird Zeuge sein eines neuen Geistes.

Sein Geburtstag ist der 23. September 1933.

In diesem Hof, eingeengt zwischen hohen Häuserwänden, wurde der neue deutsche Arbeitsmensch geboren, der freie Arbeiter der Faust. Und in ihm wurde geboren der Glaube des deutschen Arbeiters an den Führer.

Das aber geschah so . . .

An jenem Morgen des 23. September 1933 betraten, gegen 7 Uhr morgens, 700 deutsche Menschen zum letzten Male nach langen Jahren der Not diesen Hof. Sie traten an, nicht um wieder Schlange zu stehen, sondern sie traten an in zehn Gliedern, Alte und Junge, mit hoffnungsfreudig leuchtenden Gesichtern, aus denen Not und Sorge ausgelöscht waren. Sie standen da im blauen Arbeitskittel, im Ehrenkleid des deutschen Arbeitsmannes. Und diese 700 hörten ein beglückendes Wort: „Ihr seid nun zum letzten Male im Hofe des Arbeitsamtes, den ihr so lange mit Erbitterung betreten habt! . . ." und sie hörten voll tiefster Freude das andere Wort: „Fanget an!"

Und in 700 deutschen Arbeiterherzen keimte ein Glaube . . .

Und zur gleichen Stunde keimte dieser Glaube in tausend anderen, einst leiderfüllten Herzen: das aber geschah in den Herzen der Frauen und Mütter der 700, denn diese Stunde brachte wieder Brot, erworben durch ehrlicher Hände Arbeit.

Das war die Geburtsstunde des Glaubens.

Der aber wurde vertieft, als die 700 zum letzten Male durch das Tor des Hofes schritten und auf dem Börsenplatz zu Frankfurt aus der Hand des Statthalters ihr Arbeitsgerät empfingen.

Und wieder wurde ihnen das Wort gesagt: „Fanget an!"

Das Wort, auf das ein Millionenheer seit Jahren gewartet. Und sie, diese 700, waren ausersehen, die Ersten zu sein bei dem Bau eines neuen Reiches, die Ersten dieser Millionenarmee, sie sollten das Wort wahr machen. Und ihr Glaube wurde mächtig, ihre Herzen schlugen höher, als sie durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt marschierten nach ihrem Arbeitsplatz. Sie alle wurden sich bewußt, daß auch ihnen dieses Festkleid der Straßen galt. Denn ihnen, diesen 700 Menschen der Arbeit, galt der Jubel der Menschen, nicht etwa dem Arbeiter Soundso, der zufällig mitmarschierte. Nein, sie alle fühlten, daß dieser ehrliche Jubel dem Bruder im Arbeitskittel, dem deutschen

Volksgenossen galt. Sie fühlten die Schranken fallen, die einstmals künstlich aufgerichtet wurden und die das Volk trennten. Dieser Marsch aber gab ihnen das stolze Gefühl der Verbundenheit wieder.

Und der Glaube an das Wort „Fanget an" und an das Reich wuchs, ergriff sie und wühlte sie auf: die, die da auf der Straße marschierten und die, die an der Straße standen.

Und dieser Marsch der 700 fand sein Echo im ganzen Reich. Allüberall zündete der Geist der marschierenden Arbeiter, rüttelte die Lauen auf, zeigte ihnen den Willen eines neuen Deutschland. Eines Deutschland der Arbeit, eines Deutschland einig in einem Führer.

Der Wille des Einen aber war es, der diese 700 aus dem düsteren Hof des Arbeitsamtes hinausführte in die wahre Freiheit, der sie alle wieder machte zu freien und stolzen Menschen, der ihnen den Platz wiedergab, der ihnen gebührt im Volk.

Und diese 700 verstanden den Ruf des Führers und traten vor ihn hin dort am Ufer des Mainflusses, voll Glauben an ihn und sein Werk. Sie verstanden ihn auch, als er in ihrer Sprache zu ihnen sprach: denn er war einer der ihren, er fühlte wie sie, er dachte wie sie. Er sprach nur zu ihnen und gab ihnen den Befehl:

„Fanget an!"

Und sie wurden Zeugen des Augenblicks, als sich der Spaten zum ersten Spatenstich tief in die Erde senkte; als der Führer, ihr Führer, das Zeichen gab zum „Fanget an!" der Arbeit, einer Arbeit, die das ganze deutsche Volk erfassen sollte. Und dieses Volk verstand den Sinn dieser Tat und das Wollen des Führers.

Das Wort „Fanget an!" wurde das Losungswort eines ganzen Volkes, wurde das Zeichen des Sieges.

Und aus den 700, die an jenem Morgen des 23. September 1933 voll Hoffnung und Glauben auszogen aus dem Hofe des Frankfurter Arbeitsamtes, wurden Tausende und aber Tausende, die das Wort aufgriffen, das ihnen zugerufen wurde.

Das aber war das Werden des neuen Reiches.

„Fanget an!"

Wer sein Volk liebt, beweist es einzig durch die Opfer, die er für dieses zu bringen bereit ist. Der Führer.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

Zweiter Teil

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld